Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 24 — Leipzig, den 13. Juni — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Agrapha, d. i. außerevangelische Worte Jesu: 1 — Der deutsche Protestantismus von einem deutschen Theologen. Ein vergessenes Buch. 4. Die kirchlichen Fragen der Gegenwart — Falsche Alternativen in der evangelischen Kirche — Der Sechste Evangelisch-soziale Kongreß — Drei Stücke von Kingsley: 1. Bildergalerien — Ein neues Epos über das Leben Jesu — Bücher und Schriften: Verkanntes Gold; Das erste Buch Mose in den vier Evangelien; Nachtschatten und Morgenlicht auf der Wende der Zeiten; Siebenbürgisches; Volkstümliche Apologie; Der Krieg zwischen Arbeit und Kapital; Für evangelische Familienabende und Volksunterhaltungsabende — Zur Beachtung — Anzeigen

Agrapha

d. i. außerevangelische Worte Jesu

1

„Geben ist seliger, denn Nehmen." Apostelgesch. 20, 35.

In der „Apostel Thaten" lesen wir am Schluß der Rede, mit der sich Paulus von den Aeltesten der Gemeinde Ephesus verabschiedete: „ich habe es auch allewege gezeiget, daß man so durch Arbeit für die Schwachen sorgen soll und gedenken an die Worte des Herrn Jesu, da er selbst gesagt hat: Geben ist seliger, denn Nehmen." Wer diese Worte liest, wird sich unwillkürlich fragen, wo Jesus dies Wort gesprochen hat. Aber unsre Evangelien geben uns keine Antwort auf unsre Frage. In keinem von ihnen hat dieses Wort Jesu eine Stelle erhalten. Es ist auch nicht das einzige Herrenwort, das neben dem Strome der Evangelienüberlieferung seinen Weg zu uns gefunden hat. Eine ziemliche Anzahl von ihnen ist der Christenheit der spätern Zeit im Gedächtnis geblieben und fortgepflanzt worden, als man schon längst keine andre Quellen für die evangelische Geschichte mehr las oder überhaupt besaß als die vier Evangelien des Neuen Testaments. Diese Herrenworte pflegt man agrapha, die nicht in der heiligen Schrift stehenden, im Gegensatz zu den engrapha, den in den Evangelien aufbewahrten, zu nennen. Man hat sie, besonders seit dem vorigen Jahrhundert, zu sammeln begonnen, und gelehrtem Fleiß ist es gelungen, über sechzig solcher Agrapha aus der christlichen Litteratur auszugraben*); die schönsten von ihnen sollen im Folgenden besprochen werden.

Bevor wir uns zur eigentlichen Betrachtung wenden, bleibt noch eine Frage zu beantworten: Woher stammen diese Herrenworte, und wieviel Glauben verdienen sie? Die Frage ist leicht gestellt und sehr schwer beantwortet. Nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl ist mit einer bestimmten Etikette versehen, und diese weist uns auf das eine oder andre der Evangelien hin, die in den ersten Jahrhunderten den christlichen Gemeinden das Bild des Herrn, oft freilich in bestimmter Färbung, vor die Seele stellten. Solcher Evangelien gabs, wie uns der Anfang des Lukasevangeliums belehrt, eine ganze Anzahl, und bis in das dritte Jahrhundert hinein hat man einzelne von ihnen mit gleicher Andacht gelesen und ebenso hoch geschätzt, wie die andern Schriften des Neuen Testaments. Später freilich wurde das anders. Die Kirche brauchte eine abgeschlossene Schriftenreihe, der niemand etwas zufügen und von der niemand etwas wegnehmen durfte (Offenb. Joh. 22, 18 f.), und damit war das Geschick der andern heiligen Litteratur besiegelt. Nur dem Zufall ists zu danken, wenn in unsern Tagen von jenen altchristlichen Evangelienschriften größere zusammenhängende Stücke ans Licht treten, wie jüngst ein Teil des Petrusevangeliums, das keineswegs zu den berühmten Evangelien gehört hat.

Aus dem Vorhandensein dieser Evangelien erklärt sich der Gebrauch mancher Herrenworte, die sich in dem Vierevangelienkanon nicht finden. So manches Wort mag der Christenheit teuer geworden sein als ein Vermächtnis ihres Herrn, wenn auch das offizielle Testament darüber schwieg. Wir aber wollens der Ueberlieferung danken, daß sie uns auf diese Weise mehr wie ein schönes Wort unsers Herrn geschenkt hat.

Jenes Herrenwort, das über dieser Betrachtung steht, ruft Paulus den Aeltesten von Ephesus zu, als er, voll banger Ahnungen (20, 22 ff.), Abschied von ihnen nimmt. Auch ihnen gegenüber muß er sich und seine Sache in Schutz nehmen. Wie überall, so scheint die Propaganda der „falschen Brüder" auch in Ephesus sein Werk verdächtigt zu haben. Paulus sieht schon die Anzeichen, daß das noch schlimmer werden wird, wenn ihm erst einmal der Mund geschlossen ist (20, 30). Dem gegenüber soll ihnen dann sein Bild in der ganzen selbstlosen Schlichtheit vor Augen stehen. Für sich selbst hat er nichts begehrt. Er konnte auf alles verzichten und hat darauf verzichtet, wenn er nur sein Evangelium predigen konnte (20, 33 f.; vgl. 1. Kor. 9, 7 ff., 2. Kor. 11, 7 ff., 12, 13 f.). Er hat trotz seines leidenden Körpers die Hände gerührt und sich durch sein Handwerk zu ernähren gesucht; denn er setzte seine Ehre darein, das Evangelium umsonst zu verkündigen. Er hat damit seinen Gemeinden selbst das gute Beispiel gegeben, daß man durch Arbeit für die, die selbst nicht arbeiten können, mitsorgen soll. Denn — „Geben ist seliger, als Nehmen" sagt der Herr.

Im Kleinen, in der Wohlthätigkeit von Hand zu Hand, erkennt man das wohl auch an. Zwar wills dem natürlichen Menschen auch da nicht immer in den Sinn, daß es schöner ist, zu geben, als zu empfangen. Höchstens wenn die Eitelkeit und der Ehrgeiz damit zugleich gekitzelt wird, wenn bei der öffentlichen Bescherung etwa der Veranstalter von dem Lichte seiner Barmherzigkeit wohlthuend umflossen wird, so denkt man mit Befriedigung, daß das Geben doch etwas Schönes sei. Aber im Großen, wie siehts da aus! Zweitausend Jahre fast lernt die Christenheit an diesem Wort, und hats noch immer nicht begriffen! Wohin wir sehen im Leben, im Wogen der Parteikämpfe: alle wollen nehmen, und keiner will was geben. Man denkt mit dem alten griechischen Dichter:

Ein Narr wer giebt, glückselig nur wer nimmt.

Aber: „Geben ist seliger, denn Nehmen," sagt der Herr. Vielleicht bezog sich das Wort ursprünglich allein auf das Almosengeben. Denn ein andres Wort Jesu, das ein späterer Schriftsteller mit diesem zusammen überliefert, besagt: „Wehe denen, die da haben und nehmen doch unter Heuchelei Gaben, oder die sich selbst helfen können und wollen doch von andern nehmen, denn wer da hat und nimmt aus Heuchelei oder Trägheit, der wird gerichtet werden." Mißbrauch der Wohlthätigkeit ist so alt wie die Wohlthätigkeit selbst. Darum rät auch die alte „Lehre der Apostel," daß man das Almosen in seiner Hand schwitzen lassen solle, d. h. nicht jede Bettelei unterstützen,

*) Die bis jetzt vollständigste Sammlung ist die von Alfred Resch, Agrapha (in den von v. Gebhardt und Harnack herausgegebnen Texten und Untersuchungen zur altchristlichen Litteratur, Band V (1889), Heft 4).

die nur die Faulheit fördert. Das mögen sich die merken, die da meinen, Wohltätigkeitseinrichtungen und Almosengeben allein seien imstande, die soziale Frage zu lösen. Paulus hebt uns in seiner Rede an die Aeltesten auf den rechten Standpunkt. Diese Frage lösen kann allein die Gesellschaft, und sie kann es nur, wenn der Geist Christi sie völlig durchdrungen hat, der uns lehrt: „Geben ist seliger, denn Nehmen.“ E P

Der deutsche Protestantismus von einem deutschen Theologen

Ein vergessenes Buch

4. Die kirchlichen Fragen der Gegenwart

Weist uns Hundeshagen in dem zweiten Abschnitt seines Buches den modernen Antichristianismus als reife Frucht einer falschen Entwicklung unsers nationalen und kirchlichen Lebens nach, so hatte er doch damit seine Aufgabe, die Geschichte des deutschen Protestantismus zu schreiben, noch nicht erfüllt. Er hatte in jenem Zusammenhange eine ganze Reihe kirchlich-religiöser Erscheinungen und Fragen nur streifen können, auf die er näher eingehen mußte, wenn er jener Aufgabe genügen wollte. Auf diese kommt er dann in dem letzten Abschnitte zu sprechen, wo er sie der Reihe nach untersucht. Wir haben nicht die Absicht, ihm bei allen diesen Einzeluntersuchungen zu folgen, soviel seine Ausführungen auch bieten. Man mag diese selbst nachlesen. Nur auf einige Fragen, die heute noch oder heute wieder in dem Vordergrunde der Teilnahme aller religiös Interessirten stehen, und auf ihre Beurteilung durch Hundeshagen sei eingegangen.

Nachdem Hundeshagen in dem ersten Kapitel dieses Abschnitts seine Stellung zum Pietismus dargelegt, in dem folgenden die sogenannte Vermittlungstheologie gewürdigt, aber auch ihren Hauptmangel — die zu geringe Betonung der Sünde — aufgewiesen, nachdem er dann in dem dritten Kapitel die falsche Exklusivität der kirchlichen Reaktion gegen alle Gedanken der Neuzeit gerügt und ihr unnatürliches und verderbliches Bündnis mit der politischen Reaktion gegeißelt hat, kommt er in den nächsten Abschnitten auch auf die Symbolfrage.

Die Symbolfrage war ja schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wiederholt aufgeworfen worden. Seitdem eigentlich niemals zur Ruhe gekommen, war sie gerade damals wieder brennender geworden. Und Hundeshagen wußte wohl, wieviel von ihrer richtigen Beantwortung für die gesunde Entwicklung des deutschen Protestantismus abhänge. Uns erscheint das, was er hier zur prinzipiellen Beurteilung der Frage ausführt, auch heute noch unwiderleglich.

Es steht ihm zunächst außer allem Zweifel, daß eine kirchliche Gemeinschaft ein Symbol haben müsse, in dem sie ihren Glauben bekenne, und durch das sie sich von andern kirchlichen Gemeinschaften unterscheide.

Denen, die jedes Symbol mit dem Namen eines papiernen Papstes brandmarken, hält er mit Recht entgegen, daß sie logisch dies Urteil dann auch über die heilige Schrift selbst abgeben müßten. Auch dies betont er nachdrücklich, daß man sich sehr wohl ein reiches, inneres Glaubensleben neben einem starren Festhalten an einem überkommenen Symbol in dem einzelnen Individuum denken könne. Aber er selbst ist allerdings nun der Ansicht, daß ein irgendwann aufgestelltes Symbol nicht der für alle Zeiten giltige Ausdruck der höchsten Glaubenswahrheiten sein könne. Ganz gewiß müssen wir uns, wenn es uns um Feststellung der Grundwahrheiten unsers Glaubens zu thun ist, zu den Anfangszeiten unsrer Kirche zurückwenden, wo das Glaubensleben angesichts der in die Menschheit eingetretenen Offenbarung am lebendigsten und reinsten pulsirte. So werden wir auch alle dogmatischen Festsetzungen an der Schrift, die in der Anfangszeit entstanden, jenes Glaubensleben mit seinen Impulsen und Auswirkungen am deutlichsten wiederspiegelt, auf ihre Wahrheit hin messen müssen. Aber der Herr hat doch nun nicht nur ermahnt: bleibet an meiner Rede —, sondern auch eine weiter führende und aufschließende Wirksamkeit seines Geistes in den Menschenherzen verheißen: er — der Geist — wird euch in alle Wahrheit leiten. So widerspricht es a[...] auch nicht weniger dem Wesen der Offenbarung als dem We[...] des menschlichen Geistes, ein kirchliches Bewußtsein anzunehm[...] das wesentlich nur auf dem Fleck stehen bleiben darf, auf d[...] es vor achtzehn Jahrhunderten stand. Vielmehr ist dies kirchli[...] Bewußtsein ein unter der Einwirkung des Geistes Gottes s[...] entfaltendes und entwickelndes. Und so ist es Aufgabe d[...] selben, die ewig giltigen Glaubenswahrheiten, deren Festsetzu[...] — auch ihre erste — doch immer unter mancherlei Bewegung[...] zeitlichen Einflüssen, menschlich sündiger Einwirkung stattgefund[...] hat, in immer reinerer Form aus sich zu produziren.

So thut Hundeshagen ebensowohl dar, wie zart und [...]hutsam solche Arbeit am Dogma anzufassen, als auch wie n[...]wendig sie sei, wie sie auf die Symbole zurückzugehen, a[...] auch wie sie sich unter das Gesetz einer sich entwickelnden Offe[...]barung zu stellen habe. Er schließt diese Ausführungen [...] den Worten Merle d'Aubignés, die dieser geist- und glaube[...]volle Theolog, wie ihn Hase in seiner jüngst erschienenen gro[...] Kirchengeschichte nennt, im Jahre 1846 an die in Stuttg[...] tagende Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins richtete, u[...] die gerade in der Gegenwart nicht oft und nicht eindringl[...] genug wiederholt werden können:

> Die Bekenntnisse des vierten Jahrhunderts sind uns ehrwürdi[...] die des sechzehnten sind uns teuer; aber ich wünsche, daß die Kirche [...] neunzehnten Jahrhunderts durch den Geist Gottes zu einem sol[...] Stande des Glaubens gelangen möchte, daß sie wie mit Einem Mu[...] aus dem Grunde des Herzens ihren Glauben an den Herrn bekenn[...] Ich wünschte, daß sie sich nicht begnügte, das gemachte Werk an[...]nehmen, sondern daß der Glaube in ihr arbeiten, wirken und endl[...] durchdringen möchte und sich offenbaren durch ein kräftiges, reines u[...] den Bedürfnissen der Zeit angemessenes Bekenntnis der großen Hei[...]wahrheiten. Bekennen sollen wir, doch nicht bloß rückwärts, sonde[...] auch vorwärts; nicht bloß mit einem Blicke in die Vergangenheit, so[...]dern auch in die Zukunft!

Auch das, was Hundeshagen über den christlichen Sta[...] und über die Kirchenverfassungsfrage sagt, enthält viel B[...]herzigenswertes. Viele seiner Wünsche, die er zu dies[...] äußert, sind ja, seitdem sein Mund verstummt ist, in Erfüllu[...] gegangen, während er bei der noch bestehenden Verworrenhe[...] der Ansichten über das Wesen des christlichen Staates auch no[...] in der Gegenwart vielen in jener Frage ein Führer sein kan[...]

Aber wir wollen nur noch einen Augenblick bei dem Schlu[...]kapitel des Buches: Der Protestantismus als politisch[...] Prinzip verweilen. Gerade diese Ausführungen sind im b[...]sondern Maße beachtenswert. Indem er hier Katholizism[...] und Protestantismus mit Bezug auf ihre Stellung zum Sta[...] vergleicht, weist er nach, daß nur die protestantische Kirche de[...] Staate sein Recht und seine Ehre lasse. Aus der verschiedn[...] Stellung der Kirchen zu ihm folgert er dann, daß eigentli[...] nur der evangelische Christ seine Staatsbürgerpflicht in volle[...] Umfang erfüllen könne. Eine weitere Folgerung ist die, da[...] während der Katholizismus die jedesmalige Staatsverfassu[...] auf ihren Wert für seine eigensten Interessen ansieht und de[...]halb oft genug eine Verfassung gegen die andre ausspielt, d[...] Protestantismus eine weit ernstere Stellung zu ihr ei[...]nimmt. Für ihn sind es das Wesen des Volkes und seine g[...]schichtliche Entwicklung, die die Maßstäbe für die Beurteilu[...] jeder politischen Frage bilden.

Sind das etwa die Hauptgedanken dieses Endkapitel[...] so begegnen wir in diesem Zusammenhange doch noch ein[...] ganzen Fülle geistvoller und wohlerwogner Urteile und Da[...]legungen, die an jene anknüpfend dennoch auch wieder ein[...] Wert für sich haben. Sei es nun, daß Hundeshagen d[...] lutherische und die reformirte Kirche auf ihre Stellung zu[...] Staat hin betrachtet, oder auf die Angemessenheit des Pr[...]testantismus für den deutschen Nationalcharakter zu sprechen komm[...] sei es, daß er sich mit gerechter Entrüstung gegen die Pr[...]testanten wendet, die sich durch das äußere Machtgefüge d[...] römischen Kirche blenden und zur Geringschätzung der eign[...] Kirche verführen lassen.

Doch das mag genügen, um den Charakter und Wert d[...] besprochnen Buches zu kennzeichnen. Man wird in einzeln[...] Stücken andrer Meinung sein können als Hundeshagen: geg[...]

eine Charakterisirung des Protestantismus, gegen seine Darstellung der nationalen und kirchlichen Entwicklung unsers Volkes bis zur Abfassung seiner Schrift, gegen die Folgerungen, die er daraus zieht, wird man kaum auch vom Standpunkt neuester Geschichtsforschung etwas Erhebliches einwenden können.

Wir gestehen gern, daß der „Deutsche Protestantismus“ eins unsrer Lieblingsbücher ist, nach dem wir immer wieder einmal greifen, um uns Rat und Erquickung aus ihm zu holen. Es ist ein ernster Christ, der in ihm zu unserm deutsch-evangelischen Volke spricht. Immer und immer wieder weist er auf die zentrale Bedeutung des Christentums hin, daß es die Sünder erlösen und heiligen will. Julius Müllers Buch von der Sünde schätzte Hundeshagen deshalb auch besonders hoch. Aber dabei besaß er auch einen freien, weiten, durch das Studium der Geschichte geschärften Blick für alle Erscheinungen und Bewegungen des geistigen Lebens. So war er einer der ersten Theologen, der in einem Schriftchen: Der Kommunismus im Lauf der christlichen Jahrhunderte das Augenmerk auf die soziale Frage lenkte. Dazu war Hundeshagen ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle. In seiner Jugend hatte er als Burschenschaftler für die Herrlichkeit und Größe seines Volks geschwärmt. Diese Liebe hatte sich dann später wohl geklärt, aber nicht vermindert. Aber allerdings hielt er ein völliges Auswachsen und Ausreifen des deutschen Volkstums nur für möglich, wenn es sich wieder von christlichen Ideen erfüllen und durchdringen lasse.

Tritt er uns so als ernster Christ, als geistvoller Gelehrter, als deutscher Mann in seinem besprochnen Buche entgegen, so weiß er den Leser obendrein durch seine edle, kräftige, an originellen Schlagwörtern reiche, oft ernst anfassende Sprache, in der mitunter die innere sittliche Erregung seines Herzens, die ihn bei seinem hohen Gegenstande überkommt, nachzuzittern scheint, wunderbar zu fesseln. Alles in allem: ein Buch, das unsers Ermessens auch heute noch seiner Aufgabe gerecht wird, dem Protestantismus Verständnis und Herzen zu gewinnen. Und wir möchten am liebsten, daß eine sachkundige und pietätvolle Hand, etwa die eines Schülers „des deutschen Theologen,“ es unternähme, es durch eine neue Herausgabe den gebildeten evangelischen Christen wieder zugänglicher zu machen.

Otto Kraft

Falsche Alternativen in der evangelischen Kirche

So heißt ein Schriftchen von Pfarrer Dr. Rudolf Krone (Zell i. W., Specht, 1894. 49 S. 60 Pfg.), das für die badische Landeskirche einen „Zusammenschluß der Versöhnlichen,“ d. h. die Bildung einer kirchlichen Mittelpartei fordert, um die kirchlichen Gegensätze und Streitigkeiten zu mildern und, soweit es geht, zu beseitigen. Der Gegensatz von „Liberal“ und „Positiv“ in ausschließendem Sinne sei unberechtigt und verderblich. Nur die Anerkennung der Gleichberechtigung beider Parteien, der kirchlich-konservativen und der freigesinnten, führe zum Frieden, da jede in ihrer Weise notwendige Elemente und Tendenzen des Protestantismus vertrete, und die Grenze zwischen beiden überdies fließend sei. Verpflichtet seien alle Prediger auf den Wortlaut der heiligen Schrift; ihre Freiheit bestehe darin, „eine der verschiedenen für eine und dieselbe Hauptsache in der Schrift dargereichten Vorstellungsarten vorzüglich zu wählen.“ Sodann erörtert der Verfasser die Frage nach dem Apostolikum. Einerseits sei dieses für bestimmte Gelegenheiten liturgisch und kirchenrechtlich vorgeschrieben, und eine Freilassung seines Gebrauchs „liefere die Landeskirche dem Dominat der Geistlichen aus, mache sie zur Freikirche“ (!) Andrerseits sei die dogmatische Ueberzeugung des Geistlichen gegenüber den einzelnen Sätzen des Apostolikums ausdrücklich gewährleistet, wenn auch die Grenzen dieser Freiheit durch die einhellige Ueberlieferung der heiligen Schrift normirt seien. Wer das Apostolikum vorschriftsmäßig gebraucht und seine eigne, in einzelnen Punkten abweichende Auffassung zurückhält, ist kein Heuchler, sondern „er zeigt seine Ehrfurcht vor der Schrift und vor der Gemeinde und vor seinem Amte, seine persönliche Unterordnung unter die Wahrheit des Christentums.“ „Liturgisch sind wir ans Apostolikum gebunden, dogmatisch frei.“ (S. 24.)

Drittens wird das Recht der Gemeinde und das Recht des Einzelnen gegen einander abgegrenzt. Als Diener der Kirche hat sich der Geistliche dem Gemeindebewußtsein zu unterwerfen, und dies ist — selbst in sogenannten liberalen Gemeinden — „durchaus konservativ.“ Die Gemeinde stellt aber an ihren Geistlichen „die berechtigte Forderung, daß er sie in ihrem Glauben erhalte, sie fördere.“ Andrerseits sei der Geistliche Theologe und aus theoretischen wie aus praktischen Gründen in seiner dogmatischen Ueberzeugung so frei, wie es „ein ehrlicher Mann“ verlangen könne. Seine subjektive Anschauung könne er in Druckschriften, freien Vorträgen und Privatseelsorge hinreichend bekunden, in seinen liturgischen Vorträgen und Predigten aber seien der Freiheit die nötigen Grenzen gezogen. Theologischer Fortschritt und kirchliche Beharrung müßten beide zugleich geschützt werden: ebenso wenig wie „die Kirche zur Versuchsstation der wissenschaftlichen Theologie erniedrigt werden“ dürfte, könne „die Stabilität auch die theologische Wissenschaft umfassen,“ und ebenso wenig könne auch der Einzelne an die Denkformen und Ausdrucksweise der Väter gebunden bleiben.“ Darum „mehr Respekt vor der Kirche gegenüber dem zügellosen Subjektivismus,“ und zugleich „mehr Respekt vor der persönlichen christlichen Ueberzeugung gegenüber dem starren Objektivismus!“ Zum Schluß wird im allgemeinen zum Frieden gemahnt und insbesondre zur Bildung einer kirchlichen Mittelpartei aufgefordert, die „vielleicht über kurz oder lang berufen sein dürfte, das Zünglein an der Wage der Generalsynode zu bilden.“ In dreizehn Leitsätzen wird der ganze Inhalt noch einmal zusammengefaßt.

Wir teilen mit dem Verfasser mancherlei: das tiefe Bedauern über die Schärfe des kirchlichen Parteiwesens und die Art der kirchlichen Streitigkeiten; die Auffassung von dem Charakter und der Unhaltbarkeit der jetzigen Parteigegensätze; den Wunsch eines friedlichen Zusammenschlusses und einer ehrlichen, gemeinsamen, praktischen Arbeit; die Forderung, daß die gegenwärtigen Parteien sich gegenseitig als gleichberechtigt anerkennen; die Hoffnung auf gründliche Aenderung des Parteiwesens und die Gewißheit, daß die evangelische Kirche auch die gegenwärtigen Schwierigkeiten überwinden wird. Auch manche einzelne Gedanken und Worte sind uns aus dem Herzen geredet. Insbesondre aber stimmen wir dem zu, daß die rechte kirchliche Entwicklung zugleich auf den Anschluß an die Vergangenheit und auf den Fortschritt bedacht sein müsse, und daß die landläufigen Urteile und Schlagworte der Gegenwart fast alle auf einer falschen Alternative beruhen. Trotzdem vermögen wir in den Hauptpunkten dem Verfasser nicht beizupflichten und halten seine ganze Lösung für aussichtslos und bedenklich, weil sie aus Unklarheiten und schiefen Auffassungen entstanden ist. So verlockend die Ausführungen klingen, sie halten nicht Stich, sobald man genau prüft.

Was nennt der Verfasser als die notwendige, einheitliche Grundlage für die kirchliche Wirksamkeit und friedliche Gemeinschaft? Er formulirt es sehr verschieden. Er nennt „die objektive Grundlage des Christentums, die gewiß widerspruchslos in der Erlösung der Menschheit durch Christus gefunden werden muß,“ als dasjenige, was man, um ein Pfarramt anzutreten, anzuerkennen hat. (S. 8.) Dasselbe erläutert er mit den Worten der Kirchenratsinstruktion von 1797, wonach entscheidend sein soll, ob der Pfarrer „noch die Lehre von der Regierungsgewalt Christi in der Kirche des neuen Bundes, die er durch Leiden und Tod sich erworben und dann durch Auferstehung und Hingang zum Vater davon Besitz genommen hat, und die Verpflichtung der Gläubigen, ihn als solchen zu erkennen, zu verehren und seine von ihm oder seinen Aposteln gegebnen Vorschriften als ein sie bindendes Gesetz zu erfüllen, beibehalte.“ (S. 15.) Andrerseits wieder sagt er, daß der Pfarrer „in seiner gesamten Amtsthätigkeit an den Wortlaut der heiligen Schrift sich zu halten, davon auszugehen(?) habe.“ (S. 14.) Innerhalb der heiligen Schrift hat er freilich die Auswahl zwischen den „Vorstellungen.“ (S. 15.) Solche „Symbolsätze, die in den Lehren des Neuen Testaments liegen,“ dürfen nur nicht

verworfen werden. (S. 23. 32.) „Die Grundlage, das Evangelium Jesu Christi, muß unangetastet bleiben.“ (S. 27)

Oder wieder mit Worten der Kirchenratsinstruktion:

Im öffentlichen Vortrag und Lehre ist auf die richtige und feste Einprägung der geoffenbarten Religionswahrheiten in ihrem eigentümlichen biblischen Gewand zu halten . . . Niemals ist zu gestatten, daß derjenige, der bei gewissen Sachen die Ausdrucksformen unsrer ersten Reformatoren nicht passend erachtet, nun von der ganzen dadurch bezeichneten Lehre abstrahire, mithin auch die biblische Darstellung derselben, weil sie ihm etwa auch nicht konvenient dünkt, hinterhalte, oder wohl gar seine eignen abweichenden Vorstellungsarten und Denkformen in jenen Vorträgen, die er etwa öffentlich Amts oder Berufs wegen hält, den Gemeinden als Glaubenslehren vortrage. (S. 33)

In den Leitsätzen endlich stehen die Forderungen:

Der Geistliche muß die Kontinuität des Gemeindeglaubens und Gemeindebewußtseins, die in der Lehre der Kirche dargestellt und durch die Kirchenverfassung und das Kirchenrecht gewährleistet ist, treu bewahren und fördern; er darf sie nicht einseitig stören oder gar bekämpfen. Er muß sich bewußt bleiben, daß er als Einzelner nicht niederzureißen berechtigt ist, was Jahrhunderte evangelisch-kirchlichen Lebens aufgebaut haben. . . . Er muß im Geiste mit den Bekenntnissen der evangelischen Landeskirche übereinstimmen und auf dem Fundament des in der heiligen Schrift geoffenbarten Evangeliums Jesu Christi ruhen. (S. 46)

Und die Glieder beider Parteien sollen als gleichberechtigt anerkannt werden, „sofern sie auf dem Grunde des Evangeliums stehen und sich der Kirchenverfassung und dem bestehenden Kirchenrecht vollständig unterwerfen.“ (S. 47)

Ich setze es als selbstverständlich voraus, daß ein jeder sich der „Kirchenverfassung“ und dem bestehenden „Kirchenrecht“ fügt und, falls er willkürlich dagegen verstößt, auch die Folgen trägt. Aber um so mehr muß betont werden, daß das Recht und die Verfassung nicht unveränderlich sind, und daß Aenderungen der Kirchenverfassung und des Kirchenrechts auf dem rechtmäßigen Wege von Einzelnen und von Gruppen vorbereitet, gefordert und zur Annahme gebracht werden dürfen. Dies Recht wird verkürzt, wenn von der Kirchenbehörde von vornherein „sehr deutlich abgewinkt“ wird (S. 20), oder wenn eine Aenderung der Kirchenverfassung nicht ebenso ruhig und leidenschaftslos erörtert werden kann wie eine liturgische Frage. Wie nervös aber der Verfasser bei gewissen Punkten ist, ergiebt sich daraus, daß er, wo es sich nur um die Freilassung des Gebrauchs des Apostolikums handelt, die beliebten Schlagworte nachspricht:

Damit wäre der liturgischen Willkür Thür und Thor geöffnet, und die Gemeinden müßten sich hierin alles(?) von dem jeweiligen Pfarrer gefallen lassen(!), wären dem Dominat der Geistlichen ausgeliefert(!). Damit wäre unsre Landeskirche zur Freikirche gemacht.

Nein, wenn die rechtmäßigen kirchlichen Instanzen in Rücksicht auf die Verhältnisse der Gegenwart und auf die sittlich begründeten Wünsche vieler Einzelnen rechtmäßig beschließen würden, daß unter bestimmten Voraussetzungen, z. B. bei Uebereinstimmung des Geistlichen mit dem gesamten Gemeindekirchenrat, ein fakultativer Gebrauch des Apostolikums gestattet sein solle, so wäre das nicht „liturgische Willkür,“ sondern vielmehr liturgische und kirchenrechtliche Ordnung. Es wären durchaus nicht die Gemeinden „dem Dominat der Geistlichen ausgeliefert“ und müßten sich keineswegs von ihnen hierin „alles gefallen lassen.“ Noch weniger wäre damit plötzlich die Landeskirche eine „Freikirche“ geworden! Oder sind Kirchen, in denen der Gebrauch des Apostolikums nicht obligatorisch ist oder jahrzehntelang nicht obligatorisch gewesen ist, Freikirchen oder Freikirchen gewesen? Wer solche seltsame Trugschlüsse und Schlagworte sich erlaubt, der ist schwerlich zum Friedenstifter geeignet; denn er hat noch nicht einmal genau überlegt, was denn eigentlich gewünscht wird. Er zeigt aber zugleich, daß er nicht bloß das Evangelium, sondern auch gewisse Punkte der Kirchenordnung und Liturgie, der kirchlichen Sitte oder des kirchlichen Rechts wenigstens für die Gegenwart als unantastbar ansieht und Aenderungsversuche auf diesen Gebieten als unrechtmäßig und als Willkür ansieht, d. h. daß er eben die grundlegende, bekenntnismäßige und biblische Schätzung der kirchlichen Rechtsordnungen nicht anerkennt. Und doch sagt er:

Das Evangelium bleibt und steht fest, was aber die Jahrhunderte und ihre geistige Entwicklung hinzugethan, erklärt und festgestellt haben, ist zwar wertvoll, aber menschlich und deshalb vergänglich. Andre Zeiten, andre Auffassungen. Wer ist berechtigt, die Vergangenheit der Gege[nwart] aufdrängen zu wollen, und zwar eine Vergangenheit, die sel[bst] wieder unter sich, wenn nicht uneins, so doch jedenfalls von verschiedn[en] Geistern beeinflußt, ihrer Zeit Rechnung tragen mußte und getrag[en] hat! (S. 31)

Doch lassen wir das. Es kam uns nur darauf an, [zu] betonen, daß rechtmäßig durchgeführte Rechtsveränderung nic[ht] Unrecht, und rechtmäßig veränderte Ordnung nicht Willkür un[d] Unordnung ist. Wer also wirklich Frieden und Eintracht wi[ll], der darf nicht bloß für das bestehende Recht eintreten; [er] muß auch eine rechtmäßige Entwicklung und Veränderung de[s] Rechts als durchaus statthaft anerkennen. Wer das nicht kan[n], ist als Vermittler unbrauchbar.

Aber, so werden wir belehrt, es kommt ja darauf an, da[ß] das Recht der Gemeinden nicht verkürzt wird, denen der Geis[t]liche immer nur als Einzelner gegenübersteht, und zwar i[n] seiner eignen individuellen Freiheit durchaus gesichert (S. 29). Die Gemeinde stellt „selbstverständlich und stillschweigend a[n] denselben die berechtigte Forderung, daß er sie in ihre[m] Glauben erhält, sie fördert.“

Er muß die Kontinuität des Gemeindeglaubens und de[s] Gemeindebewußtseins, die in der Lehre der Kirche dargestellt un[d] durch die Kirchenverfassung und das Kirchenrecht gewährleistet sind, tre[u] bewahren und fördern (S. 46). Dies religiöse Gemeindebewußtse[in] ist auch in sogenannten liberalen Gemeinden durchaus konservativ (S. 29).

Wirklich? Wie stand es denn um den „Gemeindeglauben“ und das „Gemeindebewußtsein“ vor hundert Jahren, in de[r]selben Zeit, da die mehrerwähnte Kirchenratsinstruktion gegebe[n] wurde? War es nicht in seiner ganzen Art ein andres, a[ls] was heute in den Gemeinden herrscht, ebenso wie die Geis[t]lichen der beiden Zeitalter verschiednen Charakter tragen? Wurd[e] nicht jenes Gemeindebewußtsein auch „durch die Kirchenver[]fassung und das Kirchenrecht gewährleistet“? Und haben etw[a] die Männer der kirchlichen Erneuerung in den dreißiger un[d] vierziger Jahren nach der Kontinuität des Gemeindebewußtsein[s] gefragt? Haben sie nicht vielmehr mit rücksichtsloser Begeist[e]rung das bestehende Gemeindebewußtsein vernichtet und das[]jenige Gemeindebewußtsein gepflanzt, auf das sich nun ihre Ep[i]gonen berufen? Wie, wenn damals die Gemeinden auc[h] „selbstverständlich und still“ die berechtigte Forderung gestel[lt] hätten, in ihrem Glauben erhalten zu werden? Und was so[ll] nun geschehen, wenn die Gemeinde ihrerseits, was trotz der zu[]versichtlichen Behauptung Dr. Krones immerhin vorkomme[n] dürfte, einstimmig oder der Mehrheit nach ein freieres Ge[]meindebewußtsein verträte? Muß sich da ein orthodoxer Pfarre[r], damit die Gemeinde nicht „seinem Dominat ausgeliefert werde,“ des Liberalismus befleißigen? Oder darf wenigstens ein libe[]raler Pfarrer dann seine Ueberzeugung vertreten? Oder heiß[t] die Parole unter allen Umständen: „in der Amtsführung orthodox, wenn auch weitherzig orthodox, die freieren Anschauungen sin[d] nur für die Zeitungen und für den Hausgebrauch“?

Alle diese Fragen sollen nur zeigen, daß das sogenannt[e] „Gemeindebewußtsein“ oder der „Gemeindeglauben“ durchau[s] nicht eine unveränderliche Größe ist und am wenigsten geeigne[t], neben den Bekenntnisschriften, dem Kirchenrecht und der Kirchen[]verfassung eine rechtliche Instanz zu bilden. Daß es, wen[n] auch eine veränderliche, so doch nicht eine völlig willkürlich[e] Größe ist, soll damit nicht geleugnet werden. Aber nicht au[s] rechtlichen, sondern aus pädagogischen und praktische[n] Gründen darf der Pfarrer es nicht vernachlässigen oder igno[]riren. Dabei hat er die Aufgabe, diesen „Gemeindeglauben“ nicht, wie er ihn vorfindet, zu konserviren, sondern im Sinn[e] des Evangeliums nach besten Kräften zu pflegen, zu förder[n] und zu bilden.

Aber was ist nun das Evangelium? Das ist ja eben der Streit zwischen den einzelnen Parteien. Der Verfasse[r] gebraucht mannigfache Wendungen, um das Wort zu erklären und seinen Inhalt festzustellen: „Die Erlösung der Menschhei[t] durch Christus“ — „Der Wortlaut der heiligen Schrift“ — „Die Lehren des Neuen Testaments“ — „Die geoffenbarten Religionswahrheiten“ u. s. w. Allein wenn auch alle diese Be[]zeichnungen, recht verstanden und recht angewendet, den Haupt[]punkt treffen, so fürchte ich doch, daß sie eben, sobald man übe[r]

die einzelnen sich näher verständigen will, einen zu weiten, zu elastischen oder zu vielseitigen Sinn haben, um nicht allen Theologen ohne weiteres als Grundlage gelten zu können. Je nach dem Parteistandpunkt oder der theologischen Richtung würde man sie verschieden deuten. Auch sind, streng genommen, die vom Verfasser gewählten Ausdrücke keineswegs gleichbedeutend. Also eine äußere Handhabe wäre damit nicht gewonnen.

Ebenso unklar — halb richtig und halb verkehrt — ist endlich noch ein Versuch des Verfassers, die verschiedne Stellung des Pfarrers und der Gemeinde zum Evangelium zu charakterisiren. Er sagt (S. 34):

> Die Theologie sucht die Wahrheit, die Kirche hat die Wahrheit (das muß jeder evangelische Pfarrer als Diener der Kirche bekennen), und darum herrscht in der letztern die Tendenz, ihren Besitz zu erhalten. Die Theologen — und welcher Pfarrer möchte sich nicht so nennen? — sind eine Gemeinschaft (?) der Suchenden und Fragenden, die Kirche ist eine Gemeinschaft der Glaubenden und Bekennenden.

Ich halte diese Gegenüberstellung für ganz schief. Ganz abgesehen davon, daß „die Theologen“ nicht „eine Gemeinschaft“ bilden, wie die Kirche eine Gemeinschaft ist, — von welcher „Kirche“ gilt denn in solcher unumschränkter Allgemeinheit der Satz, daß sie die Wahrheit habe? Ist es die ganze Christenheit? Oder ist es eine bestimmte Konfession? Oder ist es ein bestimmter, rechtlich geordneter Kirchenorganismus, etwa die badische Landeskirche? Oder ist es gar jede Einzelgemeinde, sofern sie sich zum Gottesdienst sammelt? Je nach der Antwort wird der Satz nach Inhalt und Umfang zu verändern und einzuschränken sein. Und andrerseits: ist die Aufgabe der Theologie wirklich richtig beschrieben, wenn die Theologen kurzweg als „Suchende“ und „Fragende“ bezeichnet werden, und als der Gegenstand ihres Forschens ganz allgemein „die Wahrheit“ genannt wird? Die Sache dürfte doch etwas anders und viel einfacher liegen, nämlich so. Die Christenheit hat von Gott das Evangelium empfangen, ist durch das Evangelium hervorgerufen und wird durch das Evangelium erhalten; und jeder rechte Christ ist überzeugt, im Evangelium „die Wahrheit,“ d. h. die für das Heil notwendige und ausreichende Gottesoffenbarung zu besitzen. Nun ist aber das Evangelium bei aller Einfachheit eine organische, geschichtliche Größe, die auf mannigfache Weise in der Praxis angeeignet und in der Theorie verstanden werden kann. Die verschiedne praktische Aneignung stellt sich vor allem in den Konfessionen dar; das theoretische Verständnis wird zusammenhängend in der Theologie erstrebt. Gewiß, die Christenheit hat also im Evangelium „die Wahrheit.“ Aber das schließt nicht aus, daß die verschiednen Konfessionen, die verschiednen kirchlichen Rechtsorganismen, die verschiednen Gemeinden und auch die verschiednen Einzelnen in der Praxis in sehr ungleicher Weise sie besitzen und je nach ihrer Art den wirklichen Besitz und die reine Aneignung der Wahrheit erst anstreben. Und wiederum: die Theologie sucht gewiß „die Wahrheit,“ indem sie Evangelium und Christentum einer allseitigen wissenschaftlichen Durchforschung und Würdigung unterzieht. Aber gerade die Theologie setzt deshalb die Thatsache, daß ein Evangelium vorhanden ist, und eine weitgehende Teilnahme am Christentum für jeden Theologen voraus. Selbst wenn kein einziges Stück des Evangeliums oder der Wahrheit der theologischen Forschung von vornherein entzogen ist, so geht doch deshalb nicht alle theologische Arbeit im Suchen und Fragen nach der Wahrheit auf. Der Theologe soll mit den Mitteln der Wissenschaft prüfen und erforschen, wie das wahre Evangelium beschaffen ist, und er soll dadurch lernen, wie er es am besten in der Theorie und Praxis darstellt, verkündet, anwendet und ausbreitet. Er ist der wissenschaftlich gebildete, ordnungsmäßig berufne und von der Gemeinde angestellte Fachmann für die Verkündigung des Evangeliums. Das ist der Grund seiner leitenden Stellung in der Gemeinde. Seine ganze theologische Bildung also soll der Gemeinde dienen, mag er diese Bildung auf dieser oder jener Universität erworben haben und in dogmatischen Fragen freier oder konservativer stehn. Nicht seine theologischen Ansichten, sondern seine theologische Fähigkeit, das Evangelium zur Geltung zu bringen und in seiner Gemeinde lebendig zu machen, ist das Entscheidende. Seine Theologie soll nicht ein „Suchen und Fragen“ sein, sondern eine

zusammenhängende, sichere Fähigkeit und Fertigkeit, das echte Evangelium zu vertreten. Es wäre doch sonst höchst seltsam und unbegreiflich, weshalb „die Kirche,“ die „die Wahrheit hat,“ zu ihren Führern und Beamten sich Leute wählte, die berufsmäßig zu den „Suchenden und Fragenden“ gehörten. Gewiß, „die Kirche ist eine Gemeinschaft der Glaubenden und Bekennenden“ und besitzt die Wahrheit; aber jenes Glauben und Bekennen ist nie abgeschlossen und fertig, und am allerwenigsten ist „die Wahrheit“ in die Netze bestimmter theologisch-juristischer „Lehren“ oder „Bekenntnisse“ einzufangen und darin für alle Zeiten zu konserviren. Gewiß, die Theologen suchen die Wahrheit und zwar das echte, wahre Evangelium, soweit dies mit den Mitteln der Wissenschaft geht, nach seinem Wesen zu erkennen. Aber gerade deshalb wäre es verkehrt, wenn ihre theologische Arbeit nie über das Suchen und Fragen hinauskäme, und wenn sie nicht auch von vornherein in der Ueberzeugung gethan würde, daß es ein Evangelium giebt, daß wir dies Evangelium haben, und daß dies Evangelium, recht verstanden und recht gebraucht, auch die Wahrheit ist.

Ich glaube also, daß die „falschen Alternativen“ sich nicht bloß in den kirchlichen Parteien, sondern ebenso in den Darlegungen des Verfassers finden. Auch seinen Vorschlag halte ich für ungenügend und bedenklich. Als die Grundlage der neuen Gruppe „der Versöhnlichen“ nennt er nur das Friedensbedürfnis und „das Evangelium Jesu Christi“ mit mancherlei vieldeutigen und ungleichen Ausdrücken. Als das Ziel der Partei giebt er an: die Milderung der kirchlichen Gegensätze und die Aufgabe, demnächst in der Generalsynode „das Zünglein an der Wage“ zu bilden. Das heißt doch: es handelt sich um die Bildung einer rein kirchenpolitischen Partei ohne ein wirklich praktisches, kirchliches Arbeitsprogramm. Aber bloß vom Friedenstiften und Ausschlaggeben kann niemand leben, am wenigsten eine wirksame kirchliche Gruppe. Eine solche Partei hält wohl die akuten Ausbrüche des Streites zuweilen zurück und mildert die Form und Methode des öffentlichen Auftretens. Aber sie schüttet doch nur Asche auf die Kohlen und wird eine Gefahr für die Wahrhaftigkeit, für die freie, innerlich notwendige Entwicklung, für die wirkliche Verständigung und den wirklichen Frieden. Die Gegensätze machen sich innerhalb der Mittelpartei bei jeder wichtigen Frage doch wieder geltend, und außerhalb ihrer wird der Streit nicht geschlichtet und gemildert, sondern verwirrt, verewigt und oft vergiftet.

Wohl sind es gerade liebenswürdige und kluge Leute, die einer solchen Gruppe beitreten werden, die gebornen Aspiranten auf kirchenregimentliche Stellen und mit Vorliebe geneigt, voll väterlichen Wohlwollens und weitsichtiger Weisheit die gütige Vorsehung zu spielen, nach rechts und links Ermahnungen zu spenden und Sühneversuche zu machen. Aber die Freiheit werden sie gar leicht für rechtmäßig nur soweit erklären, als sie selbst es nötig haben; alle weitergehende Entwicklung werden sie mit Angst und Bedenken ansehen, auch wenn sie gegen Gewaltmaßregeln protestiren. Sie werden im kirchenpolitischen Kampf sich bald auf das eine Bein stellen und bald auf das andre, aber schließlich immer mehr auf dasjenige, auf dessen Seite sie am meisten Stütze finden, d. h. in der Richtung der Majoritätspartei. Für die andre Seite werden sie umsomehr gute Worte, Versicherungen und Ratschläge haben. Sie werden von dem richtigen Satze ausgehen, daß die kirchliche Arbeit im Parallelogramm der Kräfte geschehen muß; aber statt nun jede Kraft und jede Ueberzeugung in der ursprünglichen Richtung wirken zu lassen, werden sie von vornherein die Diagonale berechnen und in dieser Richtung arbeiten, und so unter dem Scheine der Vermittlung wider ihren eignen Willen der Majorität dienen. Die Gründung einer Mittelpartei in dem von Dr. Krone vorgeschlagnen Sinne bedeutet in der Gegenwart ein Zurückdrängen der freiern kirchlichen Richtung. Denn der Sinn seiner Vorschläge ist doch einfach der: Zusammenschluß der Versöhnlichen in der gemeinsamen Erkenntnis, daß in Kirche und Gemeinde die Orthodoxie das Berechtigte ist, eine freiere Anschauung aber geduldet werden kann. Ist das eine wirkliche Anerkennung der Gleichberechtigung der Richtungen?

Wir teilen mit Dr. Krone die Ueberzeugung, daß das be-

stehende kirchliche Parteiwesen unhaltbar und ein Unsegen ist. Will man aber wirklich nun einen echten Frieden und eine gesunde Entwicklung, so muß man die „Versöhnlichen" nicht zwischen den Parteien, sondern über den Parteien sammeln. Man muß die durch den bisherigen Streit wunden Punkte nicht immer aufs neue berühren — und sei es auch in der besten Absicht —, sondern sie einmal längere Zeit ganz ruhen lassen. Das geht um so eher, da unser bisheriges kirchliches Parteiwesen eigentlich gar nicht nach kirchlichen, sondern rein nach theologischen Gesichtspunkten sich geordnet hat, und deshalb die große Menge des christlichen Volkes kalt läßt oder anwidert. Sollen wir zu einer Gruppe der Versöhnung kommen, so gilt es, ein positives Arbeitsprogramm über den Parteien aufzustellen, das allgemeinverständlich und aus sittlich-religiösen wie aus volkstümlichen und allgemeinen Gründen willkommen sein müßte. Für ein solches Programm würde ich folgende Punkte vorschlagen: 1. Belebung des kirchlichen Gemeindelebens. 2. Konzentration innerhalb der Einzelgemeinde (Eingliederung der mannigfachen christlichen Bestrebungen und Vereine in die Einheit der Gemeinde). 3. Möglichst weitgehende Erledigung der Gemeindeangelegenheiten durch die Einzelgemeinde und ihre Organe (Dezentralisation). 4. Neben den Gottesdiensten und den Versammlungen der Gemeindeorgane regelmäßige Gemeindeversammlungen zur Besprechung aller Gemeindeangelegenheiten. 5. Möglichste Vertretung der verschiednen Stände in den Gemeindeorganen. 6. Grundsätzliche Ausscheidung des politischen Parteiwesens aus kirchlichen Fragen. 7. Freiheit der theologischen Wissenschaft und Arbeit, aber zugleich Betonung der Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit jedes Einzelnen. (Volle Gleichberechtigung der theologischen Richtungen, die sich rein theologisch auseinanderzusetzen haben.) 8. Achtung jeder wirklichen Ueberzeugung, Verzicht auf öffentliches Verketzern. Im Notfall Beschreiten des rechtmäßigen Instanzenweges. Kirchenpolitische Gleichgiltigkeit gegenüber dogmatischen Ansichten, aber gegenseitige Verständigung und gemeinsame Arbeit in der Theologie und Wetteifer auf dem praktischen Gebiet. 9. Zurückdrängung der Theologie und Jurisprudenz in der Kirche auf ihre dienende Stellung. 10. Möglichste Weitherzigkeit, aber zugleich möglichste Bestimmtheit der kirchenrechtlichen Ordnungen. 11. Anstellung von juristischen Hilfsarbeitern zur Entlastung der Pfarrer und Superintendenten und zur Förderung des organischen Zusammenhangs zwischen dem rechtlich-staatlichen und dem kirchlichen Gebiet. 12. Vorbereitung der Geistlichen auf die soziale Frage und Erhaltung des Zusammenhangs zwischen dem Pfarramt und der theologischen Wissenschaft. 13. Möglichste Thätigkeit zu Gunsten eines wirklich praktischen Verständnisses und eines ehrfurchtsvollen Gebrauchs der heiligen Schrift.

Solche Bestrebungen scheinen mir wirklicher Verständigung die Bahnen zu bereiten. Aber ob dazu eine besondre Parteibildung nötig ist? Sind wir nicht bereits in Wirklichkeit mitten in diesem Fahrwasser?

W Bornemann

Der Sechste Evangelisch-soziale Kongreß

Das Aktionskomitee des Evangelisch-sozialen Kongresses hat den Mut gehabt, die Frauenfrage auf das Programm seiner sechsten Tagung zu setzen und das Hauptreferat darüber in die Hände einer Frau zu legen. Dies gab dem in der Pfingstwoche in Erfurt abgehaltenen Kongreß seine Signatur nnd seinen Erfolg. Es war ein ergreifender Augenblick, als Frau Elisabeth Gnauck die Rednerbühne betrat. Allerlei geschäftliche Mitteilungen, die kein Ende nehmen wollten, hatten die Spannung aufs höchste gesteigert. Wer mit innerm Anteil an der Sache erwog, welch unermeßliche Verantwortung auf der Rednerin lag, konnte sich einiger Aufregung und Bangigkeit nicht erwehren. Denn ein Mißlingen oder auch nur ein halbes Gelingen in dieser Stunde hätte dem Fortschritt der Frauensache in christlich-kirchlichen Kreisen auf Jahrzehnte gehemmt, allen guten und faulen Gegnern Oberwasser gegeben. Aber das Wort lag in einer festen Hand. Nach den ersten Sätzen der Rednerin wußte jeder, daß die Schlacht gewonnen war. Fünf Viertelstunden sprach sie. Von der Frau der obern Stände und von der Frau der sogenannten untern Stände, wie ihre Lage so ganz verschieden sei und wie beiden geholfen werden müsse. Es war ja in der Hauptsache Bekanntes und Selbstverständliches für jedermann, der nicht mit beabsichtigter oder unbeabsichtigter Blindheit an diesen Dingen vorübergeht. Aber weil das bei so vielen „Christen" noch der Fall ist, war, dies zu sagen, eben die gegebne Aufgabe. Zu ergänzen blieb vieles — kein Redner hätte dies weite Gebiet ohne Rest behandeln können —, zu kritisiren manches: ich für mein Teil wüßte nur auf eine gewisse Ueberschätzung der Schulerziehung hinzuweisen, ein Bedenken, das sich aber vielleicht in der Praxis schnell erledigt, denn zwischen Schule und Schule ist ein großer Unterschied. Alles wurde klug und fein gesagt, in jedem Worte kam der große Ernst der Sache zum Ausdruck, und indem viele sich in der Zustimmung zu den hier gezognen Grundlinien und ausgesprochnen Grundsätzen zusammenfinden werden, ist damit ein breiter Boden für gemeinsame Arbeit gegeben.

Stöckers Geleitrede und die weitere Verhandlung verliefen denn auch völlig harmonisch. Und so ist zu hoffen, daß die Leitung des Kongresses sich der moralischen Verpflichtung nicht entziehen wird, die im Prinzip und in der Handhabung verletzende Ungleichheit, mit der noch die Frau auch vor ihrem Forum behandelt wird, so bald als möglich zu beseitigen. Sollte aber diese Hoffnung sich nicht erfüllen, so soll das für die Vorkämpferinnen ihres Geschlechts kein Grund sein, sich die Freude an dem Erfolg ihrer Sache und an künftiger Mitarbeit beim Kongreß trüben zu lassen. Die Frau hat ganz andre Dinge getragen und noch zu tragen; die Frau hat alle Ursache, diesen Tag von Erfurt in freudiger Erinnerung zu behalten. Und die evangelische Kirche desgleichen.

Nicht nur, weil er des „Sensationellen" entbehrte, trat der erste Tag hinter dem zweiten zurück. Zwei treffliche Themata standen zur Debatte, aber ihre Behandlung durch die Referenten brachte uns nicht recht vorwärts. Die moderne Naturwissenschaft in ihrem Verhältnis zum Sozialismus sollte Professor D. Furrer aus Zürich behandeln. Unsre Leser wissen, daß er ein tapfrer Kämpfer für die idealen Güter ist; manchen Strauß hat er schon mit den Sozialdemokraten und Atheisten durchgefochten in wogender Volksversammlung.*) Und einen interessanten Ausschnitt solch überwinden wollender und überwindender Volksrede hat er uns in Erfurt gegeben, mit großem Schwung und innerer Wärme. Für die meisten Zuhörer war es gewiß eine Erhebung und Erquickung. Aber eine klare und fördernde Behandlung des Themas war es gleichwohl nicht. So froh und dankbar wir sind, wenn ein Redner auch die Menge fesselt: in erster Linie muß sein Wort auf der Höhe wissenschaftlicher Betrachtung stehn. Unser Kongreß ist keine Winkelversammlung mehr, er ist der öffentlichen Aufmerksamkeit und Kritik bis in die kirchenfremdesten Kreise der Gebildeten und Gelehrten hinein ausgesetzt. Der Herr Referent ist offenbar über diese Situation und über seine Aufgabe nicht genug verständigt worden; denn daß er gekonnt hätte, was wir vermißten, bezweifeln wir nicht. So ist weder die moderne Naturwissenschaft, noch ihr Stand zum Sozialismus, noch das Interesse der Religion oder der christlichen Gesellschaft an beiden zur rechten Behandlung gekommen. Professor Wagner bedauerte öffentlich, daß man in Deutschland keinen Theologen gefunden habe, der die nötige Kenntnis der Naturwissenschaften besitze, um über das gestellte Thema zu sprechen. Wir meinen auch, daß es in diesem Punkte schlimm genug steht; aber es hat doch schon angefangen besser zu werden. Und unsrer Ueberzeugung nach gehörte dieses Referat gar nicht in die Hände eines ausgerüsteten Theologen, sondern in die eines umgekehrt für die sozialen und religiösen Dinge interessirten Naturwissenschaftlers. Es mag auch an solchen kein Ueberfluß sein; aber irren wir nicht, so hat es auch darin schon angefangen besser zu werden. Und vielleicht nimmt der eine oder andre Naturwissenschaftler unter den Lesern dieses

*) Vgl. die Anzeige seiner Reden zur Verteidigung des christlichen Glaubens in Nr. 21 d. Bl. Neu erschienen von ihm: Vorträge über religiöse Tagesfragen, gehalten in der Tonhalle zu Zürich. Zürich, Zürcher und Furrer, 1895. 152 S.

Blattes die Feder in die Hand, uns zu dem angeschlagnen Thema, das auf dem Kongreß nur von Kaftan, Naumann und Schulze-Gävernitz ernst angefaßt wurde, weiter zu belehren. Professor Trommershausen, der ja leider durch Gesundheitsrücksichten verhindert war, dem Erfurter Kongreß in dieser Sache zu dienen, hat in unsrer Begrüßungsnummer wenigstens einen Beitrag dazu gegeben: für weitere steht die Christliche Welt mit Vergnügen offen.

Der Staat als Arbeitgeber war das Thema, worüber am ersten Nachmittag der Geheime Regierungsrat von Massow sprach.*) Wir sind mit unserm Urteil hier genau in der Lage wie gegenüber dem Vortrage Furrers. Wer hätte nicht gern zugehört, wie der liebenswürdige Redner seine Geschichtchen erzählte und kräftige Schlaglichter auf alte und neue Zustände warf, das Herz und den Vortrag voll Menschenfreundlichkeit? Aber wo blieben die Musterbetriebe des Staats? Wo gab der Redner einen klaren Einblick in die Ausdehnung, Mannichfaltigkeit und grundsätzliche Leitung der vom Fiskus geleiteten Werke? Ein solches Referat muß in erster Linie für die Diskussion ein solides Fundament geben, wie soll sonst bei dieser etwas herauskommen? Und den denkbar schlechtesten Dienst that der Redner uns damit, daß er die Frage der Arbeitslosigkeit in sein Bereich mit hineinzog. Ein so ansteckendes und unergründliches Thema wird niemals ungestraft berührt; es macht die wichtigsten Nachbarfragen tot. Kurzum, wir wollen auf diesen Kongressen keine populären Ansprachen mit frommen Wünschen; anderwärts eine goldne Gabe, haben die hier ihren Beruf verfehlt. Wir brauchen Vorträge, die vor der Kritik jedes Fachmanns bestehen, die durch die Wucht ihrer sachlichen Bedeutung auf alle ernst Interessirten Eindruck machen, und wollen dafür, wenn es sein muß, gerne ein wenig Langeweile für das große Publikum mit in Kauf nehmen.

Gegen die Bedeutung des Kongresses, die wir ihm damit vindiziren, spricht es nicht, daß die preußischen Staats- und Kirchenbehörden durch Ablehnung der empfangnen Einladung ihrer Stimmung zum Kongreß einen deutlichen Ausdruck gegeben haben. Wir hoffen eher auf eine Aenderung dieser Stimmung als auf eine Wandlung des Kongresses. Die Großherzoglich Weimarische Regierung bewies durch Entsendung eines Vertreters ihre freundlichere Gesinnung und den Segen der Gott sei Dank noch vorhandnen „Kleinstaaterei.“ Professoren der Nationalökonomie waren für Erfurt viele anwesend: außer Wagner und Max Weber, treuen Besuchern auch der frühern Kongresse, sprachen Schmoller, Gierke, Pierstorf, v. Schulze-Gävernitz, auch Dr. Jastrow, der Herausgeber der Sozialen Praxis, war zugegen. Daß die Professoren der Theologie verhältnismäßig wenig vertreten waren, mochte Zufall sein: wir meinen, gerade in unsern Tagen hätten die Professoren der Theologie alle Ursache, bei solchen Gelegenheiten Fühlung mit den Pastoren zu suchen und ihr Interesse für die brennenden Aufgaben der christlichen Gesellschaft zu bewähren. Die Pastoren bildeten natürlich wieder das Gros der Kongreßbesucher; das ist weder ein Fehler noch eine Schande. Durch die Pfarrer wird eine christliche Beurteilung der sozialen Dinge in die Gemeinde kommen, und gerade die Pfarrer bedürfen, damit dies recht geschehe, der sachlichen Schulung. Die Beteiligung der Erfurter bei den Verhandlungen war, wie es schien, gering, jedenfalls weit geringer als die der Frankfurter im vorigen Jahr; aber das mag in den Verhältnissen liegen. Die Erfurter Arbeitervereine haben das Ihre gethan und hoffentlich durch den Kongreß eine Stärkung erfahren, so wenig sie deren anscheinend bedürfen.

Daß sich in Erfurt eine Auseinandersetzung zwischen „Alten“ und „Jungen“ abspielen werde, konnten nur Unkundige erwarten, und die Enttäuschung, mit der z. B. die Frankfurter Zeitung sie vermißt, hat darum gar keinen Wert. Feststeht, daß Stöcker mit aller Festigkeit zum Kongreß hält, so sauer ihm das von manchem seiner kirchlichen und politischen Freunde gemacht werden mag. Und feststeht, daß Naumann, wohin er kommt und wo

*) Vgl. über sein Buch Reform oder Revolution Nr. 19, über ein Nachwort dazu Nr. 23 d. Bl.

man sich die Mühe giebt, ihn ganz kennen zu lernen, die Befürchtungen zerstreut, mit denen auch manche wohlgesinnte Leute sich quälen. Ein thüringer Doktor der Theologie hat ihn erst vor kurzem als den Thomas Münzer der Gegenwart charakterisirt: wenn er darin Recht hat, dann gleicht unsre Gegenwart der 1525er Zeit, wie Frankenhausen am 7. Juni 1895, wo ichs in der ganzen Klarheit eines sonnigen Tages, inmitten seiner fruchtbaren Gefilde, liegen sah, dem Frankenhausen vom 15. Mai 1525, wo die blutige letzte Entscheidung des Bauernkrieges dort fiel. Ich denke freilich von unsrer Gegenwart minder optimistisch, aber von Naumann auch minder thöricht als der thüringer Doktor.

Soll ich noch hinzufügen, daß Erfurt eine entzückende Stadt ist? Wenigstens in dieser Jahreszeit! Die vielen Wasserläufe mit ihren Brücken und mit den Bäumen und Gärten am Ufer, die netten Straßen, die immer wieder durch ein schönes altes Haus überraschen, die vielen, vielen Kirchen und der herrliche Dom mit seiner gesamten Umgebung, dazu der ganze historische Untergrund: seit lange hat keine Stadt einen so tiefen und freundlichen Eindruck auf mich gemacht.

Auf der Heimfahrt las ich eine eben erschienene Schrift: Die Evangelisation unter den Entkirchlichten von Dr. Johannes Müller. (Leipzig, Hinrichs. 110 S.) Ich hoffe, wenigstens die Theologen unter unsern Lesern werden sie sich nicht entgehen lassen. Sie war mir eine willkommne Ergänzung unsers Kongresses und eine große Stärkung. Es ist noch nicht aus mit unsrer Kirche, mit unserm Volk, mit Christenglaube und Christenberuf. Es giebt so viel für uns zu thun, die Welt braucht uns, und Gott ist bei uns mit seinem Geist und Gaben.

R

Drei Stücke von Kingsley .

1. Bildergalerien*)

Bildergalerien sollten des Arbeiters Paradies sein, ein Garten der Freude, in den er sich begiebt, um Augen und Herz an den schönen Formen und lieblichen Farben zu erfreuen, wenn sie ermüdet sind durch den Anblick einförmiger Mauern und häßlicher, farbloser Dinge, wie sie Städte, Werkstätten und Fabriken erfüllen. Glaubt mir, es führen noch gar manche Wege, außer denen, die durch unsre Ohren und den Verstand gehen, zu unserm Herzen. Mancher Anblick, mancher Ton, ja selbst mancher Wohlgeruch, den wir kaum beachten, prägt sich in unser Gedächtnis und fördert die Bildung unsers Charakters; darum werden Kinder, die inmitten schöner Bilder und lieblicher Klänge aufwachsen, ganz sicher die Früchte ihrer Erziehung in einem rücksichtsvollen, liebreichen und edeln Wesen, ja selbst im Gesichtsausdruck bekunden. Der Dichter Wordsworth schildert uns in einem anziehenden Gedichte den Einfluß der sie umgebenden Natur auf die Erziehung und Erscheinung eines schönen Landmädchens, und jeder aufmerksame Beobachter kennt die Wirkung der Außenwelt auf das innere Leben der Menschen.

Alle, die in einer Stadt leben, sollten dies bedenken, nicht allein um ihrer selbst willen, sondern auch wegen ihrer Frauen und Kinder. Versäume niemals die Gelegenheit, etwas Schönes zu sehen. Die Schönheit ist Gottes Handschrift, ein Sakrament, das am Wege liegt: begrüße sie in jedem lieblichen Antlitz, jedem klaren Himmel, jeder wunderbaren Blume; danke dafür ihm, der die Quelle aller Schönheit ist, und trinke bescheiden und ernsthaft mit all deinen Sinnen aus dieser Quelle; sie ist ein Zauber- und Segenstrank.

Darum sage ich, daß Gemäldesammlungen des Städters Paradies, seine Erholungen sein sollen. Freilich, wenn er nur für eine Stunde frische Luft und wirkliche Bäume haben kann, dann soll er sich ihrer in Gottes Namen erfreuen; aber so mancher Mensch, der sich nicht soviel Zeit zu einem Spaziergange ins Freie gönnen kann, könnte eine Bildergalerie in der Stadt oder

*) Kingsley schrieb diesen Artikel für die Arbeiter Londons; aber seine Worte gelten für alle Menschen. Er hielt viel von der Wirkung guter Bilder, sowie alles Schönen auf Männer, die schwer zu arbeiten haben und diese in öffentlichen Sammlungen sehen können, auch wenn sie keine Mittel haben, für ihr Heim solche zu kaufen.

irgend eine öffentliche Sammlung, die Kunstschätze birgt, besuchen, und wäre es auch nur für zehn Minuten. Dieser Garten blüht wenigstens Sommer und Winter hindurch. Die edeln Gesichter an den Wänden werden niemals durch Schmerz oder Zorn entstellt. Dort kann der Städter in der Runde eines einzigen Zimmers seinen Spaziergang auf dem Lande machen, einen Gang zwischen Bergen oder bei rotem Abendhimmel, der über weit sich hinziehenden Wäldern erglänzt. Einen Gang durch grüne Wiesen, im kühlen weichen Schatten darüber ragender Felsen, an murmelnden Bächen vorbei, wo er schaut und schaut, bis er das Flüstern des Wassers zu hören glaubt und die Fische hüpfen sieht, und sein müdes, hart gewordnes Herz frei hinaus wandert, hinweg aus der düstern Welt von Stein und Eisen, voll rauchender Schornsteine und knarrender Räder, um einer Welt der Schönheit zuzueilen, — einer Welt, die da zukünftig ist — ja wahrlich, die da sein wird! Glaube mir, müder Arbeiter, trotz deiner schmutzigen Gasse, trotz deiner engen Wohnung, deiner befleckten Kleidung, deiner schlechtgenährten Kinder, trotz deines magern, blassen Weibes — glaube mir, auch du und die Deinigen, ihr werdet dereinst euern Anteil am Schönen haben. Gott ließ euch nur darum Gefallen an der Schönheit finden, weil er euch im künftigen Leben die Fülle des Schönen geben will. Jenes gemalte Antlitz dort an der Wand ist lieblich, doch weit lieblicher wird das Weib deines Herzens dir erscheinen, wenn sie dir am Auferstehungsmorgen entgegen kommt! Jene Engelkinder der alten italienischen Meister — wie anmutig spielen und schweben sie in den weichen Wolken, voll reichen Lebens und kindlicher Freude: ja wahrlich, sie sind schön, aber gerade so wie sie ist jetzt dein einst klagendes, mißgestaltetes Kindlein, an dessen Sterbebett du vor einem Monat geweint hast; ein Engel, dem du begegnen wirst, um dich nie wieder von ihm zu trennen! Auch jene Landschaften, die der weise alte liebevolle Claude Lorrain vor zweihundert Jahren gemalt hat, sind noch so frisch wie damals. Wie friedlich sind die Wiesen! Wie rein und klar das Gewölbe des blauen Himmels darüber! Es ist kein Wunder, daß dein müdes Herz, während du sie betrachtest, laut aufseufzt: O hätte ich Flügel wie Tauben, dann würde ich davon fliegen und Ruhe finden.*) Und doch, freundlichere Wiesen und lichtere Himmel warten deiner in der künftigen Welt — jenes Zauberland ist dann zur Wahrheit geworden — „der neue Himmel und die neue Erde," die Gott für die Reinen und Liebreichen, die Gerechten und Tapfern, die den schweren Kampf des Lebens gekämpft haben, bereitet hat!

All diese Gedanken mögen zu weit hergeholt erscheinen, als daß sie beim bloßen Anblick von Bildern entstehen sollten; im praktischen Leben aber ist es nicht so. Du siehst, wie solche Gedanken in meinem Kopf entstanden sind, wie hätte ich sie sonst aufschreiben können? Und warum sollten nicht ähnliche und bessere auch in euerm Geist erwachen, meine Freunde? Es ist köstlich zu beobachten, wie sich ein Straßenjunge in einer Bildersammlung freut, wie sich erst Erstaunen über seine groben Züge verbreitet und dann einem sanften, ernsten, ehrfürchtigen Ausdruck weicht, bis sein Gesicht schöner und edler zu werden scheint, indem es die Schönheit des Bildes, das er betrachtet, in durstigen Zügen trinkt und unbewußt zurückstrahlt. Sieh, wie das Antlitz des Soldaten aufleuchtet vor einem Gemälde, das ihm von einer edeln That vergangner Zeiten erzählt. Und warum? Es ist ihm, als hätte er selbst teil an der Begebenheit, die er dargestellt sieht. Es mögen edle und ruhmreiche Männer gewesen sein, die dort gemalt sind; aber es sind doch nur Menschen, die von denselben Leidenschaften erfüllt waren wie er. Sein Herz versteht sie und freut sich an ihnen, und er fängt an, sich mehr zu achten, weil er findet, daß auch er Mitgefühl und Freude an edeln Männern und edeln Thaten hegt.

Ich sage, Bilder erwecken in mir segensreiche Gedanken, warum nicht auch in euch, meine Brüder? Eure Herzen sind frisch, nachdenklich, freundlich, ihr braucht nur eine Erklärung zu jenen Bildern, damit ihr wißt, warum und wodurch sie schön sind, und welche Gefühle sie in euern Herzen erregen sollen. Betrachtet die Bildnisse an den Wänden und laßt mich euch einige davon erklären.

Bildnisse bedeutender Menschen sind oft einfacher zu verstehen als andre Gemälde, sie erzählen von wirklichen Männern und Frauen, die dereinst auf unsrer Erde gelebt haben — gewöhnlich von edeln, bemerkenswerten Persönlichkeiten —, und der Mensch sollte dem Menschen stets ein Gegenstand des Interesses sein. M B

*) Es ist der Spruch Psalm 55, 7.

Ein neues Epos über das Leben Jesu

Wie als Drama, so ist das Leben Jesu zu verschiednen Zeiten auch als Epos behandelt worden. Den ersten Versuch dieser Art machte der spanische Presbyter Juvencus, der um 331 die evangelische Geschichte in lateinische Hexameter brachte. Ihm folgten im fünften Jahrhundert der Aegypter Nonnus und der Schotte Cölius Secundus, jener in griechischer, dieser wieder in lateinischer Sprache. Gleichzeitig kamen die sogenannten Centonen auf, metrische Geschichten Jesu, aus lauter Versen Homers oder Vergils zusammengesetzt, ebenso geschickt und mühselig als geschmacklos, von dem Gedanken erzeugt, daß die großen Dichter des Altertums unbewußt den Ruhm Christi preisen mußten. Erst die Renaissance des klassischen Altertums erfüllte die antiken Formen wieder mit frischem Geist: 1536 erschien die Christias des Hieronymus Vida, spätern Erzbischofs von Alba. Sie verwendet neben den evangelischen Stoffen zum erstenmale auch apokryphe Legenden und katholische Theorien mit einem Einschlag heidnischer Mythologie, wie er in der Zeit der mediceischen Päpste ja durchaus zulässig war.

Aber schon siebenhundert Jahre früher waren zwei deutsche Heldenlieder über das Leben Jesu erschienen: der Heliand, auf den vor kurzem auch in diesen Blättern hingewiesen worden ist, und Otfrieds Krist, den zuerst der alte Matthias Flacius unserm Volke wiedergeschenkt hat. Jener ist, wenngleich nicht ganz ohne theologische Reflexion, mehr volkstümlich; dieser verrät in legendarischen Zuthaten und allegorischen Spielereien den mönchischen Verfasser. „Lagen in beiden Werken reiche Keime einer germanisch-christlichen Poesie, so sind sie doch eine Morgenröte ohne Tag geblieben, da durch die Macht der Kirche die ganze Litteratur lateinisch und kirchlich wurde. Die zweite Verdeutschung des Christentums im sechzehnten Jahrhundert hielt zu fest am geretteten Bibelworte, um es den freien Umbildungen der Poesie hinzugeben. Es folgte bald die Verflachung deutscher Litteratur, aus der endlich Klopstock das siegreiche und doch nicht siegende Panier seines Messias erhob." Dereinst mit allgemeiner Bewunderung aufgenommen, ist Klopstocks Epos doch jetzt kaum noch bekannt. Nur wenige haben es gelesen, und diese haben es gelesen im Schweiße ihres Angesichts. Aber noch weniger ist bisher bei uns ein neuer Versuch dieser Art gemacht worden. Malerei und Musik haben sich fort und fort mit der evangelischen Geschichte beschäftigt, neuerdings auch wieder die Skulptur; nur die Poesie steht in ihren eigentlichen Vertretern diesen Dingen teilnahmloser als je gegenüber.

Anders in England. Seine letzten beiden Dichterfürsten Robert Browning und Alfred Tennyson waren gläubige Christen, dieser mehr kirchlicher, jener mehr nonkonformistischer Färbung. Zwischen beiden, aber mehr auf Seiten des Letzern, steht Edwin Arnold, von dem wir vor vier Jahren unter dem Titel The Light of the World (Das Licht der Welt) ein neues Epos über das Leben Jesu bekommen haben.*)

Und doch ist es andrer Art als alle frühern, wie dies ja schon sein Titel verrät. Er ist gewählt als Pendant zu The Light of Asia, unter welcher Ueberschrift Arnold früher Buddha gefeiert hatte. Will er ihm nun hier Christus entgegenstellen und überordnen, so wendet er sich damit naturgemäß mehr an die Anhänger und Verehrer Buddhas, als an die Christi. Dadurch erklärt sich zunächst die häufige Verwendung indischer Worte, die doch uns nur zum geringsten Teil unmittelbar verständlich sind. Weniger noch ist die Einflechtung hebräischer Ausdrücke zu rechtfertigen, zumal sie der Verfasser mehrfach falsch schreibt

*) Leipzig, Heinemann und Balestier, 1891. 276 Seiten. 1,60 Mk

ie Einführung lateinischer Interjektionen läßt sich ja zur Not mit em berühmten Et tu, Brute in Shakespares Julius Cäsar decken. lamentlich aber ist die Komposition eine sehr lose: die Erzählung unterbrechen geographische Schilderungen nicht nur des eiligen Landes, sondern auch Japans, wo der Verfasser einen eil seines Werks geschrieben hat; ja im ersten Gesang wechseln rbauliche Betrachtungen mit apologetischen Ausführungen und rläutert eine anderthalb Seiten lange Parenthese den hebräischen Gottesnamen Eloim. Doch das führt uns schon zu dem Inhalt es Epos hinüber.

Er ist bald erzählt. Die Einleitung schildert die Anbetung es Christkindes durch die Hirten und die Magier, die als indische Buddhisten gedacht werden. Das Gedicht selbst dagegen spielt rei Jahre nach Jesu Tode im Hause der Maria Magdalena m See Genezareth. Hier kehrt zunächst Pilatus ein, auf der eise nach Rom begriffen, wo er sich vor dem Kaiser verantvorten soll. Von seinem Gewissen gepeinigt, vergegenwärtigt r sich mit seinem Weibe nochmals das Leiden Jesu; auf seine rage, ob nicht vielleicht auch hier noch Anhänger des Gekreuzigten eben, erfährt er, in wessen Hause er sich befindet. Nun berichtet hm Maria Magdalena noch Weiteres über Jesum, was einen olchen Eindruck auf den Prokurator macht, daß er eilends aufricht und nach Sepphoris weiterreist. Seiner Verstocktheit tritt un äußerst wirkungsvoll die Empfänglichkeit des Magiers gegenber, der, allein von jenen drei übrig geblieben und bisher nur urch Reisende über Jesus unterrichtet, sich aufgemacht hat, um n Palästina Genaueres über ihn zu erfahren, und so ebenfalls n Marias Haus kommt. Sie erzählt ihm das Leben Jesu von einer Kindheit an, nur hie und da von ihrem Gast unterbrochen. r selbst macht darauf aufmerksam, daß manches, was Jesus esagt, sich auch bei Buddha finde, nur in unvollkommener Form nd pessimistischer Trübung. Gegen Ende tritt noch Jairi öchterlein auf, das in Marias Hause wohnt, und Maria erzählt on ihrer Auferweckung, sowie, da der Magier noch zweifelt, on der ihres eignen Bruders Lazarus. Ueber die letzten age Jesu bis zur Erscheinung des Auferstandnen vor Maria geht er Dichter schnell hinweg, zum Teil deshalb, weil er davon hon früher erzählt hatte. Das Epos schließt mit einer Paraphrase des Gloria in excelsis, das schon vorher immer von neuem nklang.

Es versteht sich von selbst, daß man einem derartigen Werk egenüber nicht auf die kritischen Bedenken gegen gewisse evanelische Erzählungen oder gar auf die Unsicherheit der hier vorusgesetzten Chronologie hinweisen darf. Daß neben der heiligen Schrift auch apokryphe Ueberlieferungen verwendet werden, ernnert an Otfried und Vida. Arnold führt für seine Schilderung es Aeußern Jesu selbst den Brief des Lentulus (nicht vor dem wölften Jahrhundert entstanden) an; an andern Stellen — so ei der Beschreibung der Flucht nach Aegypten und der Zimmernannsarbeiten Jesu — ist er vom Kindheitsevangelium (in dieser Form nicht älter als das vierte Jahrhundert) abhängig; an noch ndern Stellen erfindet er selbst ähnliche Züge und erfindet sie icht ungeschickt. So identifizirt er auch nicht nur Maria Magdalena mit der Sünderin Lukas 7 und der bethanischen Maria, sondern außerdem deren Bruder Lazarus mit dem reichen Jüngling Markus 10 und dem jungen Mann im Garten Bethsemane Markus 14. Das Erstere ist ja auch von wissenchaftlicher Seite, besonders von Hengstenberg, vertreten worden; ndre poetische Bearbeiter des Lebens Jesu haben wenigstens ndre Personen der heiligen Geschichte zusammengeworfen, um über ie etwas mehr aussagen zu können. Man wird auf diesem Gebiet dagegen und gegen sonstige Ausschmückungen nichts einvenden, wenn sie in das Bild passen. Aber ist diese Bedingung virklich erfüllt, wenn hier Maria Magdalena als eine zweite, chlimmere Kleopatra geschildert wird, deren Schande bis Rom nd Medien bekannt gewesen sei? Auch die Beschreibung ihrer örperlichen Reize hätten wir dem Dichter gern geschenkt, wenngleich er ja anders zu beurteilen ist, als ein Geschichtsschreiber wie Renan. Aber selbst jenem war nicht erlaubt, was in derselben Weise nicht einmal Renan gewagt hatte, die Magdalenerin zu Jesu ächster und bester Freundin zu machen. Denn dadurch wird sein anzes Bild ein andres. Dasselbe gilt von dem angeblichen Besuch Jesu in Tyrus, der dem Dichter wohl nur Gelegenheit zur Schilderung dieser Stadt und ihrer Zustände bieten sollte; dasselbe gilt endlich noch mehr von den modernen Reflexionen, die der Maria in den Mund gelegt werden. Sie polemisirt nicht nur gegen die jüdische, sondern auch schon im voraus gegen die spätere christliche Sünden- und Versöhnungslehre; sie vertritt sogar — auch darin trifft Arnold mit Tennyson zusammen — die Meinung, daß dereinst alle selig werden würden, auch Herodes, auch Pilatus, auch Judas. Gewiß passen alle diese Züge nicht recht zu dem Bilde, das uns die Evangelien zeichnen; und doch ist es wohl verständlich, weshalb sie der Dichter eingeflochten und überhaupt unter den evangelischen Berichten eine solche Auswahl getroffen hat.

Denn warum ist denn der Klopstocksche Messias schon so bald vergessen und auch mit dem Neuerwachen des alten Glaubens in unserm Jahrhundert nicht wieder mehr gelesen worden? Es liegt offenbar nicht an dem Mangel des Interesses für diese Fragen, das in neuerer Zeit auch in andern Kreisen immer lebendiger geworden ist, wie eben der Aufschwung der religiösen Malerei und Tonkunst zeigt. Es liegt wohl auch nicht bloß daran, daß uns der Wortlaut der Evangelien von Jugend auf so vertraut und lieb geworden ist, daß dagegen alle andern Formulirungen von vornherein abfallen müssen. Gewiß gilt das von vielen und so auch denen in unserm Epos, an deren Stelle daher der Dichter anderwärts, unbekümmert um das Versmaß, einfach die Worte der Bibel eingefügt hat; aber es braucht doch nicht immer zu gelten. Schon die Evangelien selbst tragen ja jedes ein etwas andres Gepräge und haben früher neben sich den Heliand und den Krist geduldet — warum also nicht auch ein modernes Jesus-Epos? Nur müßte ein solches eben bei aller geschichtlichen Treue doch unsern modernen Anschauungen und Bedürfnissen entsprechen und entgegenkommen. Das hat Arnold, vielleicht unwillkürlich, angestrebt, aber kaum erreicht.

C Clemen

Bücher und Schriften

(Verkanntes Gold) In einem mir gehörigen Lehrbuch der Litteratur findet sich bei dem über Rückert handelnden Abschnitte der Satz: „Völlig verunglückt sind das Leben Jesu und die Dramen.“ Da nun jenes Buch sich im übrigen in seinen Urteilen einer ziemlichen Objektivität befleißigt, so sah ich mich bis vor kurzem noch nicht veranlaßt, die Richtigkeit dieses Satzes zu bezweifeln. Wie es sich nun mit den Dramen verhält, weiß ich bis jetzt noch nicht, da ich bislang noch keine Gelegenheit hatte, mir durch eigne Lektüre ein Urteil darüber zu bilden; daß aber jener Satz in Bezug auf das Leben Jesu lediglich auf Verkennung und Verständnislosigkeit beruht, davon habe ich vor einiger Zeit mich überzeugen können, als das genannte Werk mir zum Geschenk gemacht wurde. Es scheint freilich gegenwärtig nur sehr wenig gelesen zu werden, denn abgesehen von den Gesamtausgaben der Werke Rückerts ist nur die Cottasche Ausgabe von 1839 mit Mühe durch den Buchhandel zu erlangen, und doch wäre es wohl zu wünschen, daß dieses Buch wieder mehr bei denen Eingang fände, die Verständnis und Geschmack für die Herrlichkeit des einfachen, schlichten Evangeliums noch nicht verloren haben.

Das Buch enthält eine Darstellung des Lebens Jesu, eine Evangelienharmonie, in gebundner Rede. Was es auszeichnet und unendlich hoch über so viele neuere Versuche erhebt das Leben Jesu dadurch dem Herzen wieder nahe zu bringen, daß man diese unendlich hohe Gestalt zu einer Romanfigur erniedrigt, ist seine ungemeine Schlichtheit und Biblizität. Jene Werke (ich denke zum Beispiel an den „Ben Hur“ oder an Ingrahams „Fürst aus Davids Hause“), wie wohl sie manchen wahre Dienste geleistet haben mögen, haben dennoch nicht wenig dazu beigetragen, den Geschmack am einfachen Bibelwort zu verderben. Wie wohlthuend wirkt solchen Unternehmungen gegenüber, wo durch das Brillantfeuer eigner Erfindung das reine Licht der evangelischen Geschichte dennoch schließlich nur getrübt wird, die Weise Rückerts, der sich ganz und gar an die biblische Darstellung anschließt und nichts mehr zu thun begehrt, als das schlichte, ungeänderte Evangelium in seiner Weise zurückzustrahlen. Von dem ganzen eigentümlichen Dufte der biblischen Erzählungen geht nichts verloren, und sogar die eigenartig mystische Redeweise des Johannes findet auch im Rückertschen Gewande den ihr gebührenden von der synoptischen verschiednen Ausdruck.

Es ist ein großartiger Anblick, wenn man einen Mann wie Rückert, gleich groß als Gelehrter wie als Dichter, mit allen Schätzen seines Wissens und seiner Poesie sich beugen sieht vor dem einfachen Bibelwort, wie einst die Weisen aus Morgenland mit allen ihren Schätzen sich vor dem einfachen Kindlein in der Krippe beugten. Wer Rückert nur etwas genauer kennt, wird wissen, daß an diesem Dichter zwei Seiten sind, die auf den ersten Blick beinahe unvereinbar erscheinen.

Rückert, der Meister der Sprache, des Versfußes und des Reimes, offenbart sich besonders da, wo er die Schätze morgenländischer Dichtung uns erschließt und unsre Sprache der Denk- und Sprechweise des Orients anzupassen sucht. Müssen wir hier auch die ungemeine Gewandtheit anstaunen, so scheint uns doch oft genug unter der Fülle künstlicher Wort- und Versbildungen die Poesie selber zu verschwinden. Aber sein Dichten hat noch eine andre Seite: er erweist sich auch als Dichter des deutschen Gemüts, und als solcher tritt er in seinem „Liebesfrühling" in selten erreichter Zartheit und in seinem „Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein" in köstlich-naiver Kindeseinfalt vor uns hin und zeigt uns, wie der Verskünstler doch immer wieder vor dem wahren Dichter, der Orientalist vor dem deutschen Gemütsmenschen weichen muß. Wie er auch die schlichte Sprache religiösen Fühlens beherrscht, das wird durch das herrliche Adventslied „Dein König kommt in niedern Hüllen" vielen immer wieder zum Bewußtsein kommen.

Im „Leben Jesu" sind nun diese beiden Seiten seiner dichterischen Eigenart zu einer höchst glücklichen Einigung gelangt. Auch hier zeigt er sich als meisterhafter Beherrscher unsrer Sprache, und es ist nicht genug zu bewundern, wie er, ohne den Inhalt zu ändern, ja meistens ohne wesentliche Alteration des Ausdruckes, doch immer wieder zu Vers und Reim gelangt. Nur selten, daß es den Eindruck des Gezwungnen macht. Der durchgängig angewandte Alexandriner wirkt keineswegs einförmig, sondern trägt im Gegenteil dazu bei, der heiligen Geschichte den Charakter des Feierlichen zu erhalten. In gemüthafter, pietätvoller Wiedergabe verfolgt er die evangelische Geschichte von den ersten Anfängen des neuen Bundes bis zu den Wirkungen des auferstandnen Heilandes in seiner ersten Gemeinde. Kaum ein Stück der evangelischen Erzählung ist ausgelassen. Manchmal kann sich freilich der Theologe mit der Stellung der einzelnen Stücke nicht einverstanden erklären; so z. B. sind die in den ersten Kapiteln des Evangeliums Johannis berichteten Wunder in den letzten Aufenthalt in Jerusalem versetzt; doch kann dies der Schönheit des Ganzen keinen Abbruch thun. Besonders wirkt durch ihre einfache Schönheit die Wiedergabe der Parabeln.

B H—s

(Das erste Buch Mose in den vier Evangelien) Ein schlichtes Zeugnis für Gottes Wort von Th. Beyer, Gymnasial-Professor in Neustettin. Braunschweig und Leipzig, Wollermann, 1895. 35 S.

Diese Broschüre ist ihrer Absicht nach ein Protest gegen die moderne biblische Kritik überhaupt, ihrer Anlage nach eine Streitschrift gegen meine Artikel im letzten Jahrgang der Christlichen Welt über das Alte Testament im christlichen Religionsunterricht (1894, Nr. 22 und Nr. 25), ja eigentlich nur gegen einige wenige Sätze jener Artikel. Ich hatte dort gesagt, daß das Verständnis Jesu viel weniger von der Kenntnis einzelner Geschichten der Genesis abhängig sei, als andrer wichtigerer Teile des Alten Testaments, und hatte das damit illustrirt, daß in den Evangelien die Genesis nur fünfmal zitirt oder auf sie hingewiesen sei, im Matthäusevangelium dagegen allein das Gesetz dreiundzwanzigmal angeführt werde. Beyer ist der irrigen Meinung, ich wollte aus der geringen Zahl der Zitate beweisen, daß die Genesis für den Religionsunterricht völlig überflüssig sei. Ja er dichtet mir sogar die Behauptung an, „das erste Buch Mose gehöre nicht in den christlichen Religionsunterricht," eine Behauptung, die ich nie ausgesprochen habe und meiner Ueberzeugung nach auch gar nicht aussprechen kann. Er bemüht sich nun, nachzuweisen, daß die Genesis viel öfter als fünfmal in den Evangelien zitirt werde. Durch die viel größere Zahl der Zitate will er dann die Behauptung widerlegen, die ich nie aufgestellt habe, und den Beweis, den ich nie versucht habe.

Ich hatte, um die Zahl der Zitate festzustellen, mich an das Verzeichnis alttestamentlicher Zitate gehalten, das Knapp seiner bekannten Ausgabe des Neuen Testaments angehängt hat. Nun ist es ja sehr gut möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß Knapps Genauigkeit durch Beyers Fleiß ergänzt wird. Sehen wir näher zu.

Wenn Christus Joh. 5, 39 sagt: „Suchet in der Schrift," so ist selbstverständlich, daß er die Genesis zur Schrift rechnet. Folglich — schließt Beyer — zitirt er hier die Genesis. Wenn Gott „Herr des Himmels und der Erden" genannt wird, so ist das ein Zitat der Schöpfungsgeschichte. Was der Herr Markus 2, 27 vom Sabbath sagt, daß er um des Menschen willen gemacht sei, ist Zitat aus Genesis 2, 2—3. Wenn der Teufel „Menschenmörder" heißt, so wird die Geschichte vom Sündenfall zitirt. Im Geschlechtsregister Luk. 3, 33 ff. stehen sechsundzwanzig Namen aus der Genesis. „Wir könnten demnach allein aus Luk. 3 sechsundzwanzig Zitate aus der Genesis feststellen." Auch das Geschlechtsregister des Matthäus liefert Ausbeute. Wenn Abraham, Isaak, Jakob-Israel, wenn „die Väter" genannt werden, so sind das Zitate aus der Genesis. Wenn z. B. Joh. 4 vom Jakobsbrunnen erzählt wird, so ist „Jakobs" gewiß Zitat aus 1. Mose, „brunnen" allerdings leider nicht, da die Genesis von keinem Brunnen Jakobs bei Sichem weiß. Oder auch die Zwölfzahl der Apostel nach den zwölf Stämmen ist ein Zitat. Denn berichtet die Genesis nicht von zwölf Söhnen Jakobs?

Man sieht, daß man unter Zitaten nur etwas andres zu verstehen braucht, als man gewöhnlich darunter versteht, dann erhält man eine Fülle von „Zitaten" der Genesis in den vier Evangelien. Bleibt es aber bei dem üblichen Begriff, so bleibt es auch bei den fünf Zitaten. So ficht Beyer gegen ein Nichts, das er mir angedichtet hat — aber selbst als Lufthiebe betrachtet sind seine Streiche noch falsch.

In diesen Rahmen, der die ganze Streitschrift umspannt, hat nun Beyer eine große Menge von Entrüstungskundgebungen eingewebt über die Dinge, die Harnack sich „erdreistet," über Meinholds Ansichten vom

Alten Testament, über wirkliche oder angebliche Behauptungen von mir, über die ganze gottlose Kritik, den „Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte" und (denn in diese Gesellschaft gehören wir hinein) über Säuberlich und die „Bibel in der Westentasche." Auch Apologetik fehlt nicht. Sagen z. B. kann es in der Bibel nicht geben, einmal, da auf solche Geschichten, wie sie in der Bibel stehen, kein Volk von selbst hätte kommen können (sie müssen also geoffenbart sein), und ferner auch deshalb nicht, weil sonst das Wort Gottes und Jesus, der jene Berichte als historisch anführt, Lügner sein würden. Die Erzählungen von Joseph sind obenein geschichtlich, weil Professor Brugsch es meint, — die Völkertafel ists, weil Professor Kirchhoff es sagt. Nur die bösen Theologen wollen es nicht glauben. Einmal sogar läßt auch Beyer sich auf den Pfaden der Kritik betreten, in der Vermutung nämlich, der Schöpfungssabbath sei eigentlich ein Sonntag gewesen. — Beiläufig wird die Schulbibelfrage gelöst. Eine besondre Schulbibel ist überflüssig, da Beyer die Kinder in der Schule warnen will, die Geschichte von Thamar zu lesen.

So bringt Beyers Schrift nichts andres, als diese ganze Gattung von Kundgebungen zu bringen pflegt. Er kann nicht verstehen, was wir wollen mit der Bibelkritik und mit den praktischen Forderungen, die wir darauf gründen. Denn statt dem einfachen Sinne der Schrift zu gehorchen, verkünstelt und entstellt er ihn, damit er nur allenthalben den Ueberlieferungen über die Schrift folgen kann. Da er jeden Zweifel an der Richtigkeit des Herkömmlichen, wo er sich nur regt, sofort als duftendes Opfer aufdampfen läßt, wagt schließlich seine Bibel nicht mehr, seinen Ansichten über die Bibel zu widersprechen. — Sieht man denn aber nicht, daß der die Schrift mißachtet, der ihr hochmütig befiehlt, das zu sagen, was die Tradition vorschreibt? Daß Demut und Gehorsam nur dort sind, wo man sich, wie in die Knechtsgestalt des Herrn, so auch in die niedern Hüllen des Gotteswortes in der heiligen Schrift findet? Ist die Demut gegen Gottes Wort etwas andres als der Gehorsam, der sich beugt unter die geschichtlichen Thatsachen der Wahrheit?

Schiele

(Nachtschatten und Morgenlicht auf der Wende der Zeiten) Bilder aus dem Untergang der antiken und aus dem Aufgang der christlichen Welt von Joh. Kreyher. Zwei Teile. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1894. Geb. 6 Mk.

Wer einmal Jahre hindurch Geschichtsunterricht erteilt hat, der hat sicherlich oft sein Unvermögen empfunden, seine Zöglinge in das wirkliche Sein vergangner Zeiten einzuführen, ihnen nicht bloß Namen, Zahlen, logisch fein geordnete Uebersichten ins Gedächtnis zu prägen, sondern sie das warme, frisch pulsirende Leben früherer Geschlechter in seiner ganzen Fülle und Breite spüren und nachempfinden zu lassen. Dies Gefühl des Unvermögens, das um so lebhafter wird, je mehr man als Pädagoge Meister der Psychologie zu sein sich müht — und das sollte man immer —, treibt dazu, nach Büchern sich umzuschaun, die das äußere wie innere Leben in seiner innigsten Verschlungenheit, in ihren gegenseitigen Wirkungen darstellen, daß die Menschen nicht wie blutlose Schemen, sondern voll Mark und Kraft vor uns erstehen, die Zeitabschnitte nicht wie säuberlich gehaltne Schubfächer mit allen möglichen hübschen Dingen vor uns liegen, sondern gleich Bildern erscheinen, die, in allem von fein nachempfindendem Geiste ausgeführt, eine einheitliche Stimmung im Beschauer hervorrufen. Zu den Werken, die dies wollen, gehört auch das Buch von Kreyher, und deshalb ists warmer Empfehlung wert. Allerdings werden nicht alle Teile des Buches der hohen Absicht gerecht. In einigen hat es der Verfasser vorzüglich verstanden, den kulturgeschichtlichen Stoff — Kulturgeschichte hier im weitesten Sinn als die Gesamtheit der Lebensäußerungen gefaßt — in Handlung umzusetzen, die frisch und mit dem reizvollen Schein der Unmittelbarkeit vor unserm Auge sich abspielt, darum alle Nerven in uns anspannt. In andern hingegen giebt er nur trockne sachliche Auseinandersetzungen, die, außerhalb eines gelehrten und für Gelehrte bestimmten Buches, ihre Wirkung verfehlen müssen; denn nur Werden, Wachsen, Handeln fesselt das Interesse. Der Verfasser hätte durchgehends um lebendige, handelnde Menschen den Stoff gruppiren müssen, wie er es in seinem Buch mehrfach gethan hat. Wohl wäre er damit einen Schritt weiter ins Dichten hineingekommen, aber schon jetzt ist in dem Buche Geschichte, Sage, eignes Dichten mit einander vermischt. Man könnte das ja überhaupt für einen Fehler halten, aber es ist nirgends das Bild jener Tage gröblich verzeichnet, daher ists wahr, wenn auch nicht in allem Detail der einstigen Wirklichkeit entsprechend. Am besten gelungen sind dem Verfasser die Gestalten der untergehenden antiken Welt, eines Nero, Seneca, einer Agrippina u. s. w.; die Paraphrasen der Apostelgeschichte haben mich weniger angemutet, vielleicht weil man die kurzgedrungne gewaltige Sprache der Schrift zu sehr gewohnt ist und von ihr aus lieber der eignen Phantasie freiesten Spielraum läßt. Trotz dieser Ausstellungen wünsche ich dem immerhin trefflichen Buch, das ernstes Studium und warme Hingabe an den Stoff verrät, recht viele Leser.

P L

(Siebenbürgisches) Dem Kandidaten des Predigtamts Karl Th. Becker aus Bonn hat die daselbst bestehende Dorner-Bach-Stiftung die schöne Gelegenheit geboten, in den Sommermonaten 1892 eine Studienreise nach Siebenbürgen zu machen. Ein solches Stipendium erheischt eine litterarische Rechenschaft, und Bischof D. Teutsch selbst ist es gewesen, der den Reisenden veranlaßt hat, die siebenbürgische Volksschule zum Gegenstande seines Forschens zu machen, als dessen Frucht nun die II und 156 S. starke Schrift vorliegt: Die Volksschule der Siebenbürger Sachsen. Ein Ueberblick über ihre geschichtliche Entwicklung mit einem Anhange erklärender Beilagen" (Bonn, Otto Paul). Mit großem Eifer und Fleiß hat der Verfasser, wie die zahlreichen Belege zeigen, die einschlägige Litteratur gesucht und benutzt. Von hohem

Interesse ist es hier, zu hören, daß, während es in Deutschland, von tlichen Ausnahmen abgesehen, vor der Reformation keine Volksschule gegeben hat, im siebenbürgischen Sachsenlande eine solche als eine Schöpfung des deutschen Geistes schon lange vorher als organische Einrichtung bestand. Wenn weiterhin auch das sächsische Schulwesen sich vielfach an die allgemeine Entwicklung der Schule anschließt, so verdient doch die Durchwinterung der Volksschule durch die Türkenzeit des siebzehnten Jahrhunderts hier noch ganz besondre Beachtung. Und doch ist die Lage jetzt vielleicht noch schwerer, wo immer mehr „die Ausbreitung der magyarischen Sprache, die Beseitigung des großen Uebelstandes, daß die fünfzehn Millionen Menschen Ungarns nicht alle Magyaren sind," der Zweck und Sinn der neuesten Gesetzgebung geworden ist. Die deutschen Schul- und Sprachvereine werden auf diese Schrift ernstlich aufmerksam zu machen sein.

Als Sonderabdruck aus dem Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde XXVI. Bd. Heft 2 ist nunmehr die „Denkrede auf D. Georg Daniel Teutsch zu Eröffnung der 46. Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde am 17. August 1894 in Sächsisch Regen von (dem Sohne) Dr. Friedrich Teutsch, Vereinsvorstand" erschienen (Hermannstadt, Buchdruckerei W. Kraft; 143 S., von denen die zwanzig letzten Anhänge, die fünf letzten ein Verzeichnis der bedeutenderen litterarischen Arbeiten des Bischofs bieten). Auch wer unsre Skizze über Teutsch gelesen hat, wird staunen über den Schatz, der hier geboten ist; aber gerade darum möchten wir solche, die an jenen Aufsätzen ein Interesse gewonnen haben, um so mehr darauf aufmerksam machen, die inhaltlich außerordentlich reiche „Denkrede" nicht unbeachtet zu lassen. Das ist ein köstliches Lebensbild, von der berufensten Hand liebevoll gezeichnet. H

(Volkstümliche Apologie) von E. G. Steude, Lic. theol. Gütersloh, Bertelsmann, 1895. 65 S. Sonderabdruck aus der Zeitschrift: Der Beweis des Glaubens. 80 Pfge.

Dies Schriftchen verdient allen, denen die Verteidigung des Christentums gegen die Angriffe in der Gegenwart am Herzen liegt, aufs wärmste empfohlen zu werden. Der Verfasser behandelt seinen „gewiß in ganz besonderm Maße zeitgemäßen Gegenstand" in vier Abschnitten. In dem ersten Abschnitte sucht er die Bedenken gegen eine „volkstümliche Apologie," die „allgemein verständlich und doch wissenschaftlich zugleich sein muß," zu widerlegen und positiv ihre Möglichkeit und Notwendigkeit nachzuweisen; er glaubt, daß „zwischen Naturwissenschaft und Christentum ein guter, ehrlicher, dauerhafter Friede" bestehen kann, ohne daß dem biblischen Christentum Abbruch geschieht. In dem zweiten Abschnitte geht der Verfasser von Schriften der Gegner aus (besonders Wislicenus: „Die Bibel im Lichte der Bildung unsrer Zeit," 1853; „Leben Jesu" von Domela Nieuwenhuis, 1893 und „Jesus, ein Reformator" von E. Molchow, 1880) und behandelt die Angriffe, die im Namen der historischen Forschung insbesondre auf Grund neutestamentlicher Bibelkritik gegen das Christentum gerichtet werden, indem er den Grundsatz aufstellt, daß der vorsichtige Apologet sich immer „auf diejenige Position zurückziehen muß, die nicht umstritten ist oder doch nicht unsicher gemacht werden kann, um von hier aus mit um so kräftigerm Nachdruck und um so größerer Aussicht auf Erfolg die hyperkritischen Behauptungen der Gegner zurückweisen zu können." Der dritte Abschnitt ist vornehmlich der Sozialdemokratie und ihren Angriffen auf das Christentum gewidmet. Der Verfasser zeigt, daß durch die Verbindung des Sozialismus mit dem Materialismus der Apologetik in unsrer Zeit besonders wichtige Aufgaben erwachsen, die zwar schwierig, aber keineswegs aussichtslos sind. Er forscht den Ursachen der Feindseligkeit der Sozialdemokratie gegen das Christentum nach, um zu zeigen, wie „volkstümliche Apologie" beschaffen sein muß, warnt davor, sich mit der Behauptung zu beruhigen, daß der Materialismus wissenschaftlich abgethan sei, sieht es vielmehr als gewiß an, „daß die nächste Zukunft ein gewaltiges Ringen zwischen der monistischen und der christlichen Weltanschauung bringen wird." Nachdem der Verfasser das unklare Verhältnis des Darwinismus zu sozialdemokratischen Theorien berührt hat, sucht er im vierten Abschnitt „Mittel und Wege anzudeuten, durch die und auf denen den Gleichgiltigen und den Gegnern beizukommen sein dürfte"; er empfiehlt außer apologetischen Vorträgen, besonders auch mit freier Diskussion über das Vorgetragne, und apologetischen Schriften volkstümlichen Charakters namentlich die Herausgabe einer besondern apologetischen Wochen- und Monatsschrift für das Volk.

Mag man auch in diesem Punkte dem Verfasser nicht zustimmen und mit dieser oder jener Ausführung nicht völlig einverstanden sein können, so verdient doch die anregende Broschüre, die die thatsächlichen Verhältnisse unsrer Zeit nüchtern ins Auge faßt, aber trotz der großen Gefahren den Mut nicht verliert, sondern mit wohlthuender Zuversicht zum Kampf auffordert, um so mehr Anerkennung und weite Verbreitung, da sie reich ist an apologetischem Material und manchen zweckmäßigen Wink enthält für Angriff und Abwehr. Trh

(Der Krieg zwischen Arbeit und Kapital) in den Vereinigten Staaten mit besondrer Beziehung auf Chicago. Von W. T. Stead. Stuttgart, Robert Lutz, 1894. 214 S. 1,80 Mk.

Wenn auch das Buch nur den einen sozialen Kampf im Sommer vorigen Jahres, den blutigen, großen Eisenbahnarbeiterstreik im Staate Illinois zum Inhalt hat, so hat doch der weiter gefaßte Titel seine völlige Berechtigung. Die geistige Atmosphäre, in die wir versetzt werden, ist eine spezifisch andre, als wie wir sie gewöhnt sind. Teilweise erinnern die Schilderungen sehr an den englischen Chartismus, so besonders die Roheiten, mit denen der Kampf in seinen spätern Phasen

von den Streikenden geführt wird: „Treulosigkeit auf der einen, Mord und Gewaltthätigkeit auf der andern Seite, und die Kirche, die das Gewissen des Volkes sein sollte, ist wie ein dürrer, unfruchtbarer Ast." Trotz dieser bedauernswerten Stellung der Kirche haben alle sozialen Bewegungen der Vereinigten Staaten einen religiösen Anstrich, ja einen religiösen Hintergrund, so auch die merkwürdige Erscheinung des Coxeyismus, der Wanderpetitionen von Arbeitern aus allen Gegenden der Vereinigten Staaten nach Washington unter der Parole: das Himmelreich ist nahe. Berührt schon dieser Zug sympathisch bei der amerikanischen Arbeiterbewegung trotz der vielen verdammungswürdigen Ausartungen, so wird dies noch erhöht durch den völligen Mammonismus der Gegner, der sogar ihre sogenannte „Wohlthätigkeit und Arbeiterfreundlichkeit" beherrscht. Aus der Menge der bestechlichen nnd kaufbaren Seelen heben sich einzelne großartige Charaktere. Vor allem wohlthuend ist das Bild des „Propheten der sozialen Umwälzung," George Herron, des großen Christlich-sozialen radikaler Richtung. Gewiß wird man seine Sätze nicht alle billigen, aber seine gewaltige Predigt gegen das „ungekreuzigte Christentum," das in der „Welt des Egoismus" kein Friedensstörer sein will, mutet an wie die Bußpredigt eines Johannes. — Die Schilderungen Steads beruhen auf eigner Anschauung, und ein tiefer sittlicher Ernst zieht sich durch das ganze Buch. Vt

(Für evangelische Familienabende und Volksunterhaltungsabende) hat sich in vielen Fällen die Aufführung eines kurzen religiösen Schauspiels bewährt. Zu den Stücken, die unverändert oder mit geringen Veränderungen sich zu diesem Zwecke empfehlen, gehört zweifellos das Schauspiel: Johannes der Täufer von Otto Servatus (Leipzig, Richter, 1893. 80 Seiten in Kleinoktav). Mit Phantasie, Geschmack, Zartheit und religiöser Kraft wird in drei Bildern das Geschick des Täufers gezeichnet. Die Sprache ist schlicht und edel; die einzelnen Szenen sind verhältnismäßig einfach und ergreifend. Die bekannten Thatsachen sind mit Geschick dargestellt, verflochten und ergänzt und bringen die Heldengestalt anschaulich dem Herzen und Verstande nahe. An hervorragenden Stellen ist Anweisung zur Einlegung passender Chorgesänge gegeben. W B

Zur Beachtung

Wir bitten um freundliche rechtzeitige Erneuerung des Abonnements.

Nr. 27 wird sowohl bei der Christlichen Welt wie bei der Chronik in größerer Auflage gedruckt, um als Probenummer zu dienen. Sie steht unentgeltlich in beliebiger Anzahl zur Verfügung; wollen die Leser freundlichst davon Gebrauch machen. Monatliche Probeabonnements werden zu jeder Zeit angenommen: gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung vier aufeinanderfolgende Nummern je nach ihrem Erscheinen an jede angegebne Adresse mit oder ohne Nennung des Auftraggebers. Einzelnummern kosten 20 Pfennige.

Die heutige Nummer der Chronik enthält den vollständigen Kongreßbericht, sie ist wie jede Einzelnummer, soweit der Vorrat reicht, für 15 Pfennige direkt von der Verlagshandlung zu beziehen.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 24 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Aufruf
zur Hilfe für notleidende gebildete Frauen

Die bittere Not in den Kreisen der alleinstehenden alternden Damen und hilflosen Witwen aus den gebildeten Ständen, die vergebens nach einer Stellung oder sonstiger lohnender Arbeit suchen, hat mehrere der Unterzeichneten kürzlich veranlaßt, in öffentlichen Blättern auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß die christliche Liebesthätigkeit neben den mannigfachen erfreulichen Veranstaltungen für die Bedrängten aus andern Ständen auch jenen eine wirksamere und planmäßigere Fürsorge als bisher zuwende.

Eine der Mitunterzeichneten erlebt fortwährend in ihrem Beruf herzerschütternde Beispiele, daß Damen, deren Jugendzeit und Bildungsgang sie einst über den täglichen Kampf um die Existenz erhob, sich dem äußersten Elend preisgegeben sehen, nachdem die Eltern gestorben und die äußern Verhältnisse zurückgegangen sind, weil sie in ihrer eignen Berufsthätigkeit als Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Stützen, Hausdamen oder Gesellschafterinnen in einem Lebensalter, wo der Mann in vollster Rüstigkeit steht, ungeachtet der besten Zeugnisse ihren Unterhalt nicht mehr finden können.

Sind erst infolge der so häufigen Unterbrechung derartiger Anstellungen die geringen Ersparnisse verbraucht, hat Krankheit die frühere Frische untergraben, so sehen sie sich überall durch jüngere Kräfte verdrängt; selbst für die untergeordnetsten häuslichen Dienste, zu denen sich

manche erbieten, verlangt man nicht nach ihnen, und so bleibt ihnen nichts übrig, als durch Handarbeiten sich einen Broterwerb zu suchen, der den Rest ihrer Gesundheit aufzehrt, und dessen Kläglichkeit jeder Beschreibung spottet.

Für die Handarbeit an einem Meter Perlenborte, 5 cm breit, werden 15 Pfennige gezahlt, für das Languettiren von einem Dutzend Damenhemden 90 Pfennige, für das Nähen von einem Dutzend feiner Seidenschürzen unter Lieferung der Nähseide 1,25 Mk., für das Nähen von einem Dutzend weißer Schürzen 55 Pfennige, für das Häkeln eines Wollkragens 50 Pfennige.

Wer könnte fühllos und unthätig bleiben bei dem Gedanken, eine Tochter oder Schwester oder die frühere Hilfskraft seines Hauses könne dermaleinst solch hartem Lose verfallen?

Die bestehenden wohltätigen Frauenstiftungen kommen meist nur einem beschränkten Kreise zu gute, sie versagen für die völlig Verarmten. Alle gebildeten Familien sollten darum diese Sache zu der ihrigen machen und mit warmem Herzen und offner Hand beisteuern, daß wenigstens an einer Stelle der Weg der Aushilfe schleunig und kräftig betreten werden kann!

Von vielen Seiten zwar ist uns schon die wärmste Zustimmung kund gegeben worden, aber wir werden noch viel thätiger Mitwirkung bedürfen und möchten das Unternehmen zugleich getragen wissen von der lebendigen fortdauernden Fürsorge herzlich interessirter Kreise aus allen deutschen Landesteilen, da aus ihnen alle jene Aermsten stammen, die in Berlin zusammenströmen, hoffend, hier Arbeit zu finden, oder doch wenigstens ihr Elend vor den Augen der Welt zu verbergen.

Durch die bisherige Teilnahme ermutigt, bitten wir deshalb alle Edeldenkenden um möglichst reichliche Unterstützung und kräftige Förderung für die Errichtung eines Heims am hiesigen Orte, in dem die Bedürftigsten Unterkunft, entsprechende Erwerbsarbeit und eine sie auch innerlich wieder aufrichtende Gemeinschaft so lange finden, bis sie mit neuer Kraft eine anderweite Thätigkeit aufnehmen können.

Kommt diese Unterstützung reichlich und schnell, so soll in Gottes Namen noch in diesem Jahre mit der Ermietung einer geeigneten Wohnung der Anfang gemacht werden.

Die unterzeichneten Mitglieder des geschäftsführenden engeren Komitees sind bereit, Gaben entgegen zu nehmen; vor allem bitten sie auch dringend um die Bildung lokaler Zweigvereine und um die Veranstaltung von Sammlungen im Bekanntenkreise, für die sie Sammellisten zur Verfügung stellen.

Gott lasse, wie eine uns zugegangne Zuschrift sagt, dem hochnötigen Liebeswerke an allen Orten betende und opferwillige Herzen erweckt werden und seinen reichen Segen darauf ruhen!

Berlin, im April 1895

Das geschäftsführende engere Komitee

Fräulein von Bismarck, W, Potsdamerstraße 134b. Frau Pastor Elsasser, SW, Bernburgerstraße 22. Fräulein Clara Mayer, W, Köthenerstraße 46. Direktor Gaebel, W, Lutherstraße 9. Pastor Rahlenbeck, W, Goltzstraße 43.

Obigem Aufruf schließen sich an:

Frau Oberlehrer Achelis. Frau Geh. Justizrat Boerner. Frau Gräfin Dürkheim. Clementine Gräfin Franken-Sierstorpff. Frau General von der Goltz, Excellenz, Erfurt. Frau Präsident Hahn. Freifrau von Hammerstein, geb. Gräfin von Finkenstein. Frau von Hammerstein, Potsdam. Frau Gabriele von Haugwitz. Frau Pastor Jaeckel. Frau Geh. Oberregierungsrat Köpke. Frau von der Marwitz. Frau Hofphotograph Meyer. Frau von Nickisch-Rosenegk, geb. von Puttkamer. Frau Professor Phul. Freifrau von Scheele, geb. Freiin von Hammerstein. Frau Amtsgerichtsrat Schmutter. Frau Polizeirat Dr. Cläre Schubert-Feder. Fräulein Thekla von Selchow, Potsdam. Fräulein von Alt-Stutterheim, Potsdam. Frau Unterstaatssekretär von Weyrauch. Frau von Winterfeld. Dr. Duvinage, Arzt. Wilhelm Emmer, Pianoforte- und Harmoniumfabrikant. Köhler, Oberkonsistorialrat. Lüdecke, Rechtsanwalt, Spandau. Pestou, Königl. Eisenbahnsekretär. Sänger, Konsistorialrat. Schlegtendal, Pastor. Dr. phil. Weil, Kustos der Königlichen Bibliothek. Westphal, Generalmajor z. D.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Soeben sind erschienen:

Nr. 18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse und Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pfg.

Nr. 19. **Zur Verständigung über den Glaubensbegriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarleben bei Magdeburg. Preis 40 Pfg.

Nr. 20. **Bedingungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart.** Von Gaston Frommel, Professor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 Pfg.

Bestempfohlener cand. min., musikalisch, wird als **Hauslehrer** und **Erzieher** zu drei Kindern von 9—14 Jahren für sofort gesucht. Gefl. Offerten mit Zeugnissen, Bild und Gehaltsanspr. unter **Z Sch 24** an die Exped. d. Blattes erbeten.

Pianinos, Harmoniums,
von M. 350.— an, von M. 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in **Giessen** Nr. 162.

Soeben erschien:

Raeburns Tochter
(We two)
von
Edna Lyall
Deutsch von **E. Bagge**
Geheftet 5 Mk., gebd. 6 Mk.

Verlag von **Georg Wigand** in **Leipzig**

Korbflaschen
zu **Geschenkzwecken sehr geeignet**, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** etc. **Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Töchter guten Hauses finden jederzeit freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften und Haushalt. Vorzügliche Empfehlungen. Näheres durch Frl. **Mosche,** Vorsteherin, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (P. Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Grundriss der theologischen Wissenschaften

bearbeitet von **Achelis** in Marburg, **Baumgarten** in Kiel, **Benzinger** in Neuenstadt, **Cornill** in Königsberg, **Ficker** in Strassburg, **Grafe** in Bonn, **Guthe** in Leipzig, **Harnack** in Berlin, **Heinrici** in Leipzig, **Herrmann** in Marburg, **O. Holtzmann** in Giessen, **Jülicher** in Marburg, **Kaftan** in Berlin, **Krüger** in Giessen, **Loofs** in Halle, **Mirbt** in Marburg, **K. Müller** in Breslau, **Pietschmann** in Göttingen, **Reischle** in Giessen, **Stade** in Giessen, **Tröltsch** in Heidelberg u. a.

1. **Cornill, C. H.,** Einleitung in das Alte Testament. **Zweite, neu bearbeitete Auflage.** M. 5.—. Geb. M. 6.—.
2. **Müller, K.,** Kirchengeschichte. Erster Band. M. 9.50. Geb. M. 10.50.
3. **Harnack, A.,** Dogmengeschichte. **Zweite, neu bearbeitete Auflage.** M. 6.—. Geb. M. 7.—.
4. **Heinrici, G.,** Theologische Encyklopädie. M. 6.—. Geb. M. 7.—.
5. **Achelis, E. Chr.,** Praktische Theologie. M. 5.—. Geb. M. 6.—.
6. **Benzinger, J.,** Hebräische Archäologie. Mit 152 Abbildungen im Text, Plan von Jerusalem und Karte von Palästina. M. 10.—. Geb. M. 11.20.
7. **Jülicher, A.,** Einleitung in das Neue Testament. **Erste und zweite** Auflage. M. 6.—. Geb. M. 7.—.
8. **Holtzmann, O.,** Neutestamentliche Zeitgeschichte. M. 4.50. Geb. M. 5.50.
9. **Krüger, G.,** Geschichte der altchristlichen Litteratur in den ersten drei Jahrhunderten. **Erste** und **zweite** Auflage. M. 4.80. Geb. M. 5.80.

Ausführliche **Prospekte** stehen zur Verfügung.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 24: Sechster Evangelisch-sozialer Kongreß in Erfurt vom 4. bis 6. Juni 1895 — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur evangelisch-sozialen Bewegung

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

54. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2846. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 24: Das Wahlrecht zum deutschen Reichstage — Der gerichtliche Eid — Italienische Eindrücke — Wandlungen des Ich im Zeitenstrome: 7. In Pfarrhäusern. Fortsetzung — Der erste Beste. Erzählung von Otto Verbeck. Fortsetzung — Maßgebliches und Unmaßgebliches.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig